Zeitschrift: Schweizer Schule

Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz

Band: 12 (1926)

Heft: 52

Anhang: Mittelschule : philologisch-historische Ausgabe : Beilage zur "Schweizer-Schule"

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mittelschule

Philologisch-historische Ausgabe

Beilage

zur „Schweizer-Schule"

1926

XII. Jahrgang

Verlag Otto Walter A.-G., Olten

Inhaltsverzeichnis

I. Abhandlungen

Entstehung und Bedeutung unserer Familiennamen. Von A. Krapf, Sekundarlehrer, Berneck, S. 1, 9.

Horazens Carmen saeculare. Von Eduard von Tunk, Immensee. S. 5, 14.

Ueberschätzung des antiken Humanitätsideals. Von Dr. P. Ruppert Hänni O. S. B., Sarnen. S. 17.

Altdeutsches im Heliand. Von Dr. P. Rafael Häne O. S. B., Einsiedeln. S. 20, 30, 37, 41.

Wo Franziskus in die Schule ging. Von P. Gerard Fäßler O. M. Cap., Stans. S. 25.

Die griechische hypothetische Periode. Von Eduard von Tunk, Immensee. S. 27.

Literaturgeschichte im Unterricht. Von P. Leutfried Signer O. M. Cap. S. 33, 43.

Arion (Herodot, Ovid, A. W. v. Schlegel). Von Dr. Paul Keseling, Lingen (Ems). S. 50.

Unser kirchenlateinisches Wörterbuch. Von R. L. S. 52.

Schillers klassische Ideendichtung. Von Dr. P. Romuald Banz O. S. B., Rektor, Einsiedeln. S. 57.

Ueber naive und sentimentale Dichtungsart. S. 61.

Die neue Literaturgeschichte unserer katholischen Mittelschulen. Von P. Berchtold Bischoff O. S. B., Freiburg. S. 62.

II. Zunftstube

Aus einer vergilbten Klassikerausgabe. S. 15.

Die „Bibliothek der Heiligen". S. 54.

Ein neues Religionslehrbuch. S. 55.

III. Bücherecke

Seite 8, 16, 23, 39, 47, 56, 63.

12. Jahrgang Nr. 1 4. Februar 1926

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Robert Löhrer, Engelberg

Inhalt: Zum Geleite — Entstehung und Bedeutung unserer Familiennamen — Horazens Carmen saeculare — Bücherecke. — Beilage: Inhaltsverzeichnis

Zum Geleite

Durch irgend ein Versehen hat sich unser Name schon in die Redaktionsspalte der letzten Nummer der „Mittelschule“ eingeschlichen, die noch ganz auf Verdienst und Verantwortung des abtretenden Schriftführers erschienen ist. Das enthebt uns der Mühe einer weitern Vorstellung dem geschätzten Leser gegenüber, nicht aber der angenehmen Dankespflicht gegenüber dem scheidenden Redaktor. Volle zehn Jahre hat HH. Dr. P. Bonaventura Egger dem Blatte seine umsichtige und gewandte Leitung angedeihen lassen und es dadurch zum allgemein und gern gehörten Sprachrohr unserer katholischen Mittelschulen erhoben. Wir sind uns bewußt, den Interessen der Lesergemeinde am besten zu dienen durch treue Einhaltung der uns durch unsern Vorgänger gewiesenen Bahnen. Und wie dieser nur „der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe“ die ihm liebgewordene Redaktionstätigkeit aufgegeben hat, so wird er auch künftighin dem Organ seine wertvolle Unterstützung gewiß nicht versagen. Gleichzeitig rechnen wir zuversichtlich auf die Treue der alten, bewährten Mitarbeiter des Blattes und wiederholen von Herzen den einladenden Ruf des früheren Schriftleiters nach neuen, tatkräftigen Freunden. Im Vertrauen auf ihre gütige Mithilfe und Nachsicht haben wir die uns angetragene Aufgabe übernommen. Möge es uns mit Gottes Segen gelingen, etwas beizutragen zum Dienste unserer guten Sache!

Engelberg, im Januar 1926.

P. Robert Löhrer O. S. B.

Entstehung und Bedeutung unserer Familiennamen

Ein Beitrag zur Kulturkunde von A. Krapf

Motto: „Nicht der Hader der Fürsten, der Verlauf diplomatischer Verhandlungen und militärischer Aktionen, oder die Herausbildung solcher Institutionen, welche dem Handel und Wandel die Bahnen vorzeichnen, sondern das ist das Wissenswürdigste, wie das Volk in Gemüt, Lebensgewohnheit und in seiner Tätigkeit gewesen ist, sich gewandelt hat und wie dadurch nicht nur sein Staatswesen, sondern seine ganze Existenz fortgebildet wurde.“ G. Freytag.

Immer und immer wieder lassen sich Stimmen vernehmen, welche uns Geschichtslehrern die Mahnung zurufen: Mehr Kulturgeschichte — weniger politische Geschichte! — Und in der Tat ist unser Geschichtsunterricht in der Volksschule und vielfach auch auf der Mittelschulstufe häufig nichts anderes als eine lange Aufzählung militärischer Aktionen und diplomatischer Verhandlungen, eine bunte Galerie von Kriegshelden und Staatsmännern und ein (nur zu oft wenig erfolgreicher) Versuch, in dem Schüler das Verständnis für die Verfassung unserer Staatswesen zu wecken. Wenn unsere Schüler die Volksschule verlassen, so nehmen sie an historischer Bildung meistens nicht viel mehr mit ins Leben, als daß unsere Ahnen ein kleines Volk von großen Kriegern gewesen sind, denn ihre Ruhmestaten auf den Schlachtfeldern füllen weitaus die Mehrzahl der Blätter im geschichtlichen Teil unserer Lesebücher. Kampf und Sieg, Heldentum und Opfersinn vermögen die jungen Geister mächtig zu fesseln, und das ist recht so! Ist doch die Begeisterung eine der besten Früchte des Geschichtsunterrichtes.

Es stellt sich aber die Frage, ob mit einer Stoffauswahl, welche sich in der Hauptsache auf die

Ausbildung der Staatswesen beschränkt, der eigentliche Zweck der Geschichte erreicht wird. Geschichte ist Menschheitsgeschehen, Werdegang der Völker, Darstellung ihres Ringens und Schaffens um den Kulturbesitz! Und zu ihren Kulturgütern gehören nicht nur die Staatengebilde, sondern vielmehr ihre Religion, ihr Recht, ihre Lebensformen in Wohnung und Kleidung, ihre Arbeit, ihr Entdecken und Erfinden, ihre Nöte und Bedrängnisse, ihre Triumphe in Technik und Wissenschaft. Geschichte muß auf allen Stufen Kulturkunde werden, welche selbstverständlich die Staatskunde auch nicht vernachlässigen darf! Der Geschichtsunterricht soll im Menschen das Verständnis für das Werden der wichtigsten Kulturformen wecken, und damit auch den Wunsch wachrufen, nach seinen Kräften am bestimmten Platz in das gewaltige Getriebe der menschlichen Arbeit einzugreifen, als nützliches Glied der Gesellschaft!

Unser Geschichtsunterricht sollte es endlich einmal wagen, auf die immer wieder angestrebte, lückenlose Darstellung der Ereignisse zu verzichten, dafür aber mehr große Kulturbilder zu geben, welche dem Interesse und dem Auffassungsvermögen der Stufe angepaßt sind. Dann werden wir auch eher jenem großen Fehler entgehen, der Verbalismus heißt, und dem wir namentlich im Geschichtsunterricht so leicht verfallen. Es ist hier nicht die Aufgabe und auch nicht der Ort, alle jene Stoffe aufzuzählen, welche je nach der Stufe herbeigezogen werden können, um die Schüler in das Werden der Kultur einzuführen. Im vermehrten Maße als bisher aber wird die Heimat noch in das Zentrum unserer Betrachtungen zu ziehen sein.

Im folgenden soll der Versuch gemacht werden, den Geschichtslehrer auf ein Kapitel der Heimat- und Kulturkunde hinzuweisen, welches sicher wegen seines allgemeinmenschlichen Interesses auch einen Platz im Unterricht beanspruchen darf. Der Familienname begleitet den Menschen von der Wiege bis zum Grabe. Dieser treue Begleiter ist für den Menschen meistens etwas vollkommen Rätselhaftes, Dunkles. Sein Werden und seine Bedeutung kennen zu lernen, ist für den Träger ein ganz natürlicher Wunsch. Und wer sich selbst schon einmal mit der Erforschung unserer Familiennamen befaßt hat, weiß, wie langwierig die Arbeit ist, aber auch wie überaus reich und vielgestaltig die Einblicke in die Geschichte der Kultur sind, welche Fülle geschichtlich interessanten Materials sich in den Familiennamen verbirgt. Wenn der Lehrer gelegentlich einmal vor seine Kinder tritt oder vor einen Kreis Heimatfreunde, um ihnen von ihren Familiennamen zu erzählen, so wird er größtem Interesse begegnen und echte Entdeckerfreuden erleben!

In den folgenden Zeilen soll in möglichster Kürze das Werden unserer Familiennamen skizziert und sollen auch die wichtigsten Quellen genannt werden, aus welchen die alte Zeit sie schöpfte, um dem Freund dieses Stoffes eine Grundlage zu schaffen, auf welcher er dann in „minutiöser Kleinarbeit" für seine engere Heimat weiterarbeiten kann. Die benützte Literatur wird am Schluß besonders aufgeführt werden.

I.

Als die ersten Menschen sich in der Welt einrichteten, gaben sie sich und den Dingen ihre Namen. Bei Tieren, Pflanzen und leblosen Dingen wurde eine Bezeichnung der gemeinsame Name für die ganze Menge gleichartiger Wesen, die zu einu. derselben Gattung gehörten: Baum, Haus, Katze, Schlange usw. Das sind die Gattungsnamen. Daneben erhielten aber auch jeder Mensch, Berg, Fluß und Wohnsitz den nur ihnen eigentümlichen, besonderen Namen, der diesen Einzelwesen für immer anhaften sollte (Eigennamen). Es gibt nur einen Rhein, einen Säntis, eine Stadt Rom, ein Afrika, einen Vesuv — aber viele Vulkane! Oft bekommen allerdings wie die Menschen auch nützliche Haustiere ihren besondern Eigennamen. Der Jäger ruft sein treues Tier mit bestimmtem Namen; die Pferde und die Kühe des Bauern tragen ihre Eigennamen, und in den Heldenliedern der alten Zeit führen sogar starke Schwerter und berühmte Hörner ihre besonderen Namen. Damit werden sie gleichsam aus ihrer Gattung herausgehoben auf die Stufe persönlicher Einzelwesen.

Ursprünglich trugen die Menschen nur einen Namen, der zur klaren Bestimmung vollkommen genügte. Die biblischen Personen werden immer einnamig aufgeführt. Ihre Namen werden sinnvoll gewählt, z. B. Samuel, d. h. Gott hört, Absalom, d. h. Vater des Friedens, Elias, d. h. mein Gott ist der Herr.

Unsere Urväter, die Germanen, erscheinen zuerst auch nur mit einem Namen (Personennamen). In ihren Personennamen spiegelt sich der ganze Lebensinhalt jener kampfeslustigen Menschen wider: Kampf und Sieg, Mut und Kraft, Ruhm und Ehre. Diese Ideale kommen selbst in den Frauennamen jener Zeit zum Ausdruck. So wurden z. B. mit dem Stammwort hadu (Krieg) gebildet: Hadubald (kühn im Kriege), Hadubrand (Kriegsschwert), Hadwig, Hedwig (Kriegskämpferin), Hadulind (Kriegsschlange). Mit dem Stamme hilt (Kampf) setzte man zusammen: Hildebalt (kühner Kämpfer), Hildebrant (Kampfesschwert), Hilda (Kämpferin), Kriemhild (mit dem Helm kämpfend). Ger heißt der Speer: Giselher bedeutet der Speerherrliche, Garibald der Speerkühne,

Gerhart der Speerstarke, Gerwin der Speerfreund und Gerbert der Speerglänzende. Balduin ist der kühne Freund, Willibald der mit dem kühnen Willen und Diepold der Kühne im Volke. Kaum zu zählen sind die uns überlieferten Bildungen ähnlicher Art, welche alle zum Wesen jener kampfesfrohen Zeit so gut paßten. „Man könnte vermöge einer erschöpfenden Durchführung der germanischen Namensbildungsgesetze eine derartige Masse deutscher Namen erzeugen, daß noch heutzutage jeder der 60 Millionen Deutschen mit einem eigenen Namen bekleidet werden könnte ..."

Aber nur ein recht kleiner Teil dieser volltönenden Namen rettete sich ins spätere Mittelalter hinein. Im täglichen Verkehr wurden sie gewöhnlich stark gekürzt. Nach dem germanischen Betonungsgesetz lag der Hauptakzent auf der ersten Silbe des Wortes. Die zweite fiel gewöhnlich weg oder wurde geschwächt. Anders lag das Verhältnis z. B. in den aus dem Lateinischen übernommenen Namen, wo der Wortton auf die zweit- resp. drittletzte Silbe fällt. Daraus erklärt sich, daß aus Joseph(us) Sepp und aus Anton(ius) Toni werden mußte. Der Kuonrat (kühn im Rate) hieß jetzt nur noch Kuono, der Hugobald (kühner Denker) noch Hugo, der Dietrich noch Dieto. Stammverwandte Namen konnten alle mit der gleichen Kurzform endigen. So wurden die Formen Godobald, Godobert, Godafried, Godawalt und Godescalle alle zur Kurzform Godo. Auf diese Weise schmolz namentlich im 11. und 12. Jahrhundert „die altgermanische Namenspracht und Namensfülle" rasch zusammen.

Nun führen in den Urkunden oft verschiedene Personen den gleichen Namen, was früher kaum vorkam. Schon in den ältesten Zeiten führten die adeligen Kreise in ihrer Familie stammverwandte Namen, wie Sigmund, Siegelinde und Siegfried, und diese wurden in der Familie gern vererbt, wie heute die Taufnamen oft vom Vater auch auf Sohn und Enkel übergehen. Mit der Blütezeit des Rittertums kamen überall gewisse immer wiederkehrende „Modenamen" auf, die gewöhnlich von den Helden der Zeiten und auch von den Heiligen der Kirche genommen wurden. Als im Jahre 1171 zu Baveux in der Normandie ein großes Ritterfest gegeben wurde, kamen zwei Ritter auf den Einfall, es sollten in ihrem Saale nur „Wilhelme" sein. Wer einen andern Namen führte trat ab, und man zählte in dem Saale 117 Ritter mit dem Personennamen Wilhelm! Besonders auch innerhalb bestimmter Familien fanden Lieblingsnamen immer wieder ihre Verwendung, so daß selbst Brüder den gleichen Namen führen konnten und die Aufstellung eines Stammbaumes die größten Schwierigkeiten bietet, während in andern Fällen ein immer wiederkehrender Name direkt auf die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Familie hindeuten kann.

Mit der Verbreitung des Christentums treten langsam in unsern Gegenden auch christliche resp. biblische Namen auf. In einer Urkunde des Jahres 895 tragen noch alle 100 Mönche des Klosters St. Gallen germanische Namen mit Ausnahme des Abtes Salomon und eines Mönches Moses. Bis zum Anfang des 10. Jahrhunderts sind christliche Namen für die Ostschweiz nur vereinzelt belegt. Zuerst erscheinen die Namen aus dem alten Testament, die Schutzpatrone der Klöster und die Apostelnamen. Mit dem Auftreten der christlichen Namen ist für eine Gegend das erste Zeugnis des Christentums gegeben. Doch kann dasselbe schon bedeutend früher Boden gefaßt haben, da die bekehrten Germanen noch Jahrhunderte lang zähe an ihren Namen festhielten.

Das 11., 12. und 13. Jahrhundert ist für unser Gebiet das Zeitalter der Städtegründungen, der Hebung der Lebensverhältnisse, des wachsenden Verkehrs. Urkunden werden häufiger abgefaßt. Die Menschen leben nicht mehr abgeschlossen auf ihren Gehöften. Sie besuchen die Märkte der Städte, und ein großer Teil wird selbst dort ansässig. Namentlich in den ummauerten Plätzen mußte in damaliger Zeit Gleichnamigkeit etwas Gewöhnliches sein, nachdem durch das Zusammenschmelzen der alten Namenfülle, besonders auch durch das Aufkommen gewisser, sich stets wiederholender „Modenamen" immer wieder die gleichen Personennamen verwendet wurden. Und die Menschen der Stadt fingen nun (seit ca. 1250 ziemlich allgemein) an, neben ihren Personennamen noch einen Zunamen oder einen „Uebernamen" zu führen. In einem Zürcher Schriftstück (ca. 1150) finden sich eine Reihe von Zeugen, welche zuerst mit ihrem Personennamen aufgeführt sind. Aber über jedem Namen steht noch in einem Zusatz, wo die Genannten ihre Wohnstätte haben oder wie sie im täglichen Verkehr genannt wurden:

(vom Neumarkt)	(von der Brücke)	(der Zöllner war)
Otto	Ludwig	Heinrich
(der Weiß)		(der Schwarz)
Burkhard		Burkhard

Man wollte aus dieser Art Aufzeichnung den Ausdruck „Uebernamen" ableiten, doch ist eine Beeinflussung der gesprochenen Sprache durch solche vereinzelt auftretende Schriftbilder unwahrscheinlich. So gaben sich die Menschen zu ihrem Personennamen noch Zunamen nach Wohnort, Beruf, nach körperlichen und geistigen Eigenschaften. Warum solche Zusätze? Es liegt nahe, diese Zunamen einfach als eine Notwendigkeit anzusehen, da bei dem stets wachsenden Verkehr und dem Anwachsen der Bevölkerung der bloße Personenname zur eindeutigen Bestimmung eines Menschen nicht mehr

genügen konnte; Gleichnamigkeit war doch damals etwas Alltägliches. Nun weisen aber neuere Forscher darauf hin, daß die ersten Zunamen resp. Familennamen nicht bei der Stadtbevölkerung (wie wir es doch erwarten sollten), sondern zuerst beim Hochadel, später bei den ritterlichen Dienstleuten, dann bei den Bürgern der Städte und zuletzt bei den Hörigen auf dem Lande auftreten. Diese Gelehrten nehmen an, daß nicht die Notwendigkeit in erster Linie den Zunamen gerufen habe, sondern das Bestreben, im Namen auch die Zugehörigkeit zu einem Geschlechte anzugeben. „Die Annahme eines zweiten Namens scheint nicht sowohl auf einem Bedürfnis des praktischen Lebens, als vielmehr auf der Standesetikette, dem Familienstolz beruht zu haben." Es scheint, daß der Brauch, einen erblichen Zunamen zu führen, aus Italien stammt, wo schon Jahrhunderte früher als bei uns Familiennamen auftreten. Man wird wohl nicht irre gehen, wenn man annimmt, daß zwar in den Städten und auf dem Lande doch das praktische Bedürfnis der Unterscheidung ausschlaggebend gewirkt hat, (wenigstens scheint die Art der Zusätze daraufhin zu weisen), beim Adel dagegen wohl die Sucht, sich auszuzeichnen, im Namen auch seine Abstammung anzugeben.

Diese Zu- oder Uebernamen, so persönlich sie anfangs auch waren, sanken gewöhnlich nicht mit dem Träger ins Grab, sondern blieben an seinen Nachkommen hängen: Sie wurden zu Familiennamen. Und damit trug der Mensch zwei Namen: Seinen Tauf- oder Personennamen, der persönlich ist, und dazu nun noch einen Familiennamen, der seine Abstammung angibt und vererbt wird.

Doch jahrhundertelang waren diese Familiennamen noch nicht vollständig fest wie heute. Oft wurden sie durch neue Zusätze verdrängt. Wer in eine Stadt aufgenommen wurde, kam oft zu einem neuen Namen, der seine frühere Heimat angab. Zugehörigkeit zu einer Zunft verschaffte gewöhnlich auch den entsprechenden Namen. So trugen die Angehörigen der Scherer- und Baderzunft zu Zürich nur die Zusätze Scherrer und Bader, welche als ihre Familiennamen angesehen werden müssen. Die Zimmerleute hießen: Hüsler, Dischmacher, Wagner, Murer, Binder. Niedergelassene Knechte und Mägde, Leute ohne politische Rechte, tragen im 16. Jahrhundert noch den bloßen Personennamen. Sie wurden aber mit der Angabe ihrer Herrschaft, ihres Wohnortes, ihrer Hantierung näher bestimmt. Der „offizielle" Name war aber noch lange Zeit der Taufname, offenbar, weil der Familienname noch nicht als etwas Festes, Unveränderliches empfunden wurde. Bürgerrodel wurden nach den Taufnamen und nicht nach den Familiennamen alphabetisch abgefaßt.

Wenn ein Zuname zum Familienname geworden war und sich durch Generationen hindurch vererbt hatte, wurde er zum äußeren Zeichen einer Familiengemeinschaft. Damit wird er teuer und ehrwürdig. Die Träger sollen ihn rein halten. Wer aber sein Leben mit Schuld befleckt, befleckt auch seinen Namen und schadet damit seiner ganzen Familie. So kommt es vor, daß eine ganze Familiengemeinschaft ihren Namen ablegt, da sie sich schämt, den befleckten Namen weiterzuführen. So suchte eine Familie Czech nach dem Attentat des Bürgermeisters Czech auf König Wilhelm IV. von Preußen beim Monarchen um Aenderung des befleckten und verhaßten Namens nach. Der König strich das Cz des Namens, setzte an den Rest ein t, so daß er nun mit dem neuen Namen „Echt" die königstreue Gesinnung der Petenten gut zum Ausdruck brachte. Aenderungen von Familiennamen kommen heute noch vor, dürfen aber nur mit Bewilligung der zuständigen Behörde vorgenommen werden. Als Gründe werden gewöhnlich angegeben: Wiederherstellung des alten Namens, Kürzung oder Angleichung an fremde Sprachen, illegitime Geburt und Annahme an Kindesstatt (Adoption), vereinzelt auch geschäftliche oder schriftstellerische Interessen. Soll eine gut eingeführte Firma beibehalten werden, so können auch etwa Aenderungen der Vornamen nötig werden.

Wenn auch beim gewöhnlichen Manne der Familiensinn und damit die Verehrung seines Familiennamens im allgemeinen nicht stark entwickelt ist, so empfindet er doch instinktiv eine Verspottung oder Verstümmelung seines Namens als eine Beleidigung. Nichts bringt schon den Schuljungen so schnell in Harnisch, als wenn ein Kamerad sich über seinen Namen lustig macht.

Der Mensch erbt seinen Familiennamen und darum hat er auf seine Gestaltung keinen Einfluß. So bleibt der Familienname doch immer etwas Aeußerliches, das mit dem tieferen Wesen seines Trägers nichts zu tun hat. Er ist im allgemeinen für die Wertschätzung eines Menschen ohne Bedeutung oder sollte es wenigstens sein!

Weil heute die Familiennamen mit dem tieferen Wesen des Menschen gar nichts mehr zu tun haben, selbst oft vollständig sinnlos geworden sind, vergißt man sie auch sehr leicht. Erst wenn uns ganz eigentümlich klingende Familiennamen begegnen, erwecken sie unsere Aufmerksamkeit. Wir stutzen, wenn ein Schlosser Schneider, ein Schneider Beck, ein spindeldürrer Dick und ein gar kleiner Mann Riese heißt! Da nennt sich ein Knecht Kaiser oder König und eine Waschfrau Göttlich, ein Mädchen Schluckebier und ein Pastor Bierwagen!! Es wirkt heute komisch, wenn sich ein Professor Schaaf, ein Geistlicher Bengel, eine berühmte Sängerin Petersilie, ein Gerichtszeuge Reinwascher

nennt, und wenn 1914 ein Bürgermeister mit Namen Bierfreund den Verkauf alkoholischer Getränke verbieten muß! Ueber die wohl etwas gestrengen Berliner Examinatoren, die Professoren Ecke, Kote, Tiefenbach und Wolf erlaubte sich einst ein witziger Prüfling den Vers:

Kommst Du glücklich um die Ecken,
Bleibst Du nicht im Kote stecken,
Fällst Du nicht im Tiefenbach,
Frißt Dich doch der Wolf hernach!

Sobald wir aber einen Menschen seinem inneren Werte und seinen Verdiensten nach kennen, so wird uns sein Name, mag er auch noch so eigentümlich klingen, gleichgültig. „Name ist Schall und Rauch"!

Ihr sucht die Menschen zu benennen,
Und glaubt am Namen sie zu kennen.
Wer tiefer sieht, gesteht sich frei:
Es ist was Anonymes dabei. (Goethe).

(Fortsetzung folgt.)

Horazens Carmen saeculare

Ein Versuch von Eduard von Tunk, Immensee

Warum wohl eigentlich das Carmen saeculare des Horaz in der Schule so stiefmütterlich behandelt wird? Es wird jedenfalls selten gelesen. Viele sprechen ihm jeden Wert für die Schule ab. Darum möchte ich den Versuch machen, dieses Lied jenen Kollegen, die mit ihren Schülern Horaz lesen dürfen, näherzubringen, zu ihrer eigenen Freude und zur Bereicherung der ihnen anvertrauten Jugend. Bei dem Umfange der zu erklärenden Dichtung empfiehlt es sich, von vornherein eine gewisse Einteilung des Ganzen zugrunde zu legen. Schon hier weichen die Ansichten der Interpreten von einander ab. Ich schließe mich der Einteilung von Kiessling-Heinze an, nach der das Gedicht in Strophentriaden zerfällt, sechs mal drei Strophen also, zu denen als Epilog noch die Schlußstrophe kommt. Auch darin, daß die ersten drei Strophentriaden und die letzten drei enger zusammen gehören, gehe ich mit Kiessling-Heinze einig. Wozu dann aber dieser Aufsatz? Um das zu zeigen, was bei Kiessling-Heinze nicht zu finden ist, die Verwendung des Carmen saeculare in der Schule.

I.

Die erste Strophentriade.

Diese Triade gibt den Grundton des ganzen Gedichtes an. Die erste Strophe ist Anruf der Götter Phoebus und Diana, jener Gottheiten, die unter Augustus beinahe Zentrum des römischen Kultus geworden sind, unter deren besonderen Schutz und Empfehlung der Bittgesang gestellt wird. Sie sind nicht die allein angerufenen Götter und doch lesen wir: date, quae precamur (Vers 3). Das verstehen wir erst ganz am Ende des Liedes, wo wir in Vers 73 die Worte finden: haec Jovem sentire deosque cunctos. Der Göttervater, bezw. der Götterrat sind eigentlich jene, die den vorgebrachten Bitten Erfüllung geben sollen. Dann ist aber das „date" weniger als das „sentire". Phoebus und Diana geben nur insoferne Erfüllung, als Juppiter und der Götterrat zustimmen. Demnach fungieren Phoebus und Diana als Mittler zwischen den Menschen und den Göttern.

Schon die zweite Strophe weist aber darauf hin. Sie gibt die Veranlassung der Saecularfeier, bezw. des Saecularliedes: die sibyllinischen Bücher hätten verlangt, daß ein Chor aus Knaben und Mädchen ein Lied sänge „dis, quibus septem placuere colles." Auch das können Phoebus und Diana allein nicht sein. So stände also diese Strophe im Widerspruch zur ersten, wenn nicht eben die zuerst angerufenen Götter eine besondere Rolle hätten, eben als Mittler zu dienen.

Wenn aber dem so ist, dann kann natürlich der Sol der dritten Strophe nicht Apollon sein. Das ist zuerst auffällig, denn die Gleichungen Phoebus-Sol und Diana-Luna sind beinahe selbstverständlich geworden. Während aber die zweite Gleichung für Horaz gilt, scheint ihm der erste fremd zu sein. Aber, wie Kiessling-Heinze zu unserer Stelle bemerken: auch die bildende Kunst der damaligen Zeit behandelt beide Gleichungen verschieden. „Die Panzerreliefs der Augustusstatue von Primaporta zeigen Sol und Apollon als verschiedene Personen, während Diana durch die Fackel als noctiluca charakterisiert ist." Auch der Inhalt der dritten Strophe bestätigt die Nichtgleichsetzung des Sol mit Apollon. An den Sonnengott wird gar keine Bitte gerichtet, sondern nur eine Art Wunsch für ihn selbst, er möge nie etwas Größeres schauen als die Stadt Rom. Das ist eigentlich der erste (wenn auch noch zaghafte) Ausdruck der Zuversicht des betenden Dichters, daß die Götter über Vermittlung des Phoebus und der Diana die zu ihnen steigenden Bitten aufnehmen werden. Dann sind aber wirklich diese drei Strophen eine Einheit: Anruf der Götter, Begründung des Anrufes, Zuversicht auf Gewährung des Erbetenen. Wäre dagegen Sol = Apollon, dann verstünde man nur schwer die gesonderte Hervorhebung des einen Gottes gegenüber seiner Schwester Diana. Auch sonst treten sie beide in diesem Liede immer paarweise auf. Dann müßte man, was sonst ja vorkommt, die gleich nachher angerufene Geburtsgöttin mit Diana identifizieren. Daß dies nicht angeht, werden wir später sehen.

So viel zur Erklärung der ersten Strophentriade. Was aber gewinnen wir aus ihr? Die Erkenntnis, daß wir es mit einem neuen oder zumindest seltenen Fest zu tun haben. Und wozu dieses Fest? Denn darüber besteht kein Zweifel, daß die das Fest fordernde Deutung der sibyllinischen Bücher auftragsgemäß erfolgte. Augustus wollte ein neues Fest. Das mußte mit seinen Bestrebungen zusammenhängen, die gerichtet waren auf die Hebung des sittlichen Zustandes seines Reiches. Hier geschieht also das von rein menschlicher Seite her, was Gott und seine heilige Kirche im Laufe der Geschichte immer wieder tun: Einführung neuer kirchlicher Feste, Eröffnung neuer Wallfahrtsstätten, Erhebung heiliger Menschen zur Ehre der Altäre. Man mißverstehe mich nicht; diese Sätze haben keineswegs den Sinn, als ob Gott nicht anders handelte, als es die Menschen schon im Heidentum taten, sondern sie wollen zeigen, wie Gott in seiner Milde und Güte und in seinem weisen Verstehen des Menschenherzens eben die Mittel stets verwendet, die dem Empfinden und Fühlen der Menschen entsprechen. So wird oder kann die erste Strophentriade des Carmen saeculare Anlaß geben zu einem Einblick ins Vaterherz des allgütigen und allweisen Gottes, dessen Werke freilich dauerhafter sind als Menschenwerke. Denn wie lange schließlich wirkten die Versuche des römischen Princeps Augustus? Wie bald schon hatten sie ihre Kraft verloren? Diese Versuche aber, die Unterstützung der ethischen Förderung durch Neubelebung des religiösen Geistes und Lebens, sind: das (neue) Saecularfest mit all seinem Gepränge, die Hervorhebung Apollons und Dianens im römischen Kultus. Diese Versuche aber sind andrerseits ein Zeugnis für die Regierungsweisheit des Augustus und seiner Ratgeber und fanden auch später bei weltlichen Regenten stets ihre Nachahmer. Wenn aber für den Kreis um Augustus, also für Leute, deren persönlichen Glauben an die Götter der Volksreligion wir doch wohl bezweifeln dürfen, die Wichtigkeit religiösen Lebens im Volksganzen so feststand, wie muß erst uns daran gelegen sein, das Volk zu Gott zu führen und in seinem Zelte zu halten?

Die zweite Strophentriade.

Das, wovon wir eben sprachen, die Förderung des sittlichen Lebens der Nation religiös zu fundieren, diese Absicht offenbart uns des Saecularlgesanges zweite Strophentriade. Sie stellt die Ehegesetze des Kaisers unter den Schutz der Geburtsgöttin, also das weltliche Gesetzwerk unter den Schutz des Himmels. Die „Christen"-Staaten der Neuzeit lassen ähnliches Vorgehen vermissen. Doch zu Horaz selbst zurück! „Ilithyia, sive tu Lucina probas vocari seu Genitalis." Diese Worte drücken das Bestreben des Dichters aus, die angerufene Göttin mit allen Namen anzurufen, auf die sie gerne hört. Das ist ja überhaupt bezeichnend für das antike (vielleicht auch für das moderne?) Heidentum: der Stolz seiner Götter auf recht viele Namen und das entsprechende Bestreben der Betenden, die Gottheit bei dem Namen zu rufen, den sie am liebsten hört. Etwas scheinbar Aehnliches kennen auch wir in unserm kathol. Kultus; denken wir nur an die vielen Anrufungen in den Litaneien. Aber, ein Unterschied ist da und der ist wesentlich: im Heidentum sucht der Betende alle Namen der angerufenen Gottheit zusammen, um darunter auch den Namen zu nennen, der gerade die Kraft besitzt, Erhörung beinahe zu erzwingen; der betende Christ dagegen sucht so viele Namen, weil er mit einem Worte nicht die ganze Herrlichkeit seines Gottes ausdrücken kann, aber das eben glaubt er nicht, daß etwa die Außerachtlassung einer Anrufung in der Litanei die Wirksamkeit seines Gebetes beeinträchtigen könnte. Doch, wir müssen beim Carmen saeculare bleiben: wer ist nun die hier angerufene Geburtsgöttin? Gewöhnlich finden sich die Namen Ilithyia, Lucina, Genitalis als Beinamen der Juno oder der Diana. Denn diese beiden Göttinnen galten als die Nothelferinnen in den schweren Stunden der Mütter. Hier kann aber weder Juno noch Diana gemeint sein. Juno bestimmt nicht, denn „höhere" Götter als Apollon und Diana kommen erst in der Schlußstrophe vor, in den schon zitierten Worten „Jovem deosque cunctos". Und auch die Gleichung Diana-Lucina halte ich hier für ausgeschlossen. Bei der Peinlichkeit unserer Strophe, ja alle wichtigen Anrufungen der Geburtsgöttin anzuführen, wäre es zu überraschend, wenn dann der gewöhnlichste Name der angerufenen Göttin nicht vorkäme. Man möchte denn annehmen, Horaz wollte — nach dem Muster der Alexandriner — just den Namen, den er meinte, nicht nennen. Aber dieses Versteckenspiel kannten nicht alle Alexandriner, die besseren Dichter dieser Schule verzichteten sogar darauf, und — zur Ehre der römischen Dichter überhaupt sei es gesagt —, wenn sie auch viel von den Alexandrinern gelernt haben, sie waren selbst keine.

Die nächste Strophe gibt uns dann Aufschluß über den Inhalt der Bitte an Ilithyia: Besserung des Nachwuchses des römischen Volkes, also günstige Auswirkung der Ehegesetzgebung. Ich möchte hier nur das Wort decreta hervorheben. Kiessling-Heinze bemerken dazu: „Wenn der Senatsbeschluß vor der lex selbst so in den Vordergrund tritt, so lehrt dies handgreiflich, wie sehr man damals schon neben der Initiative des Princeps die Zustimmung des Senats als das Wesentliche, den Volksbeschluß aber in Fragen der Gesetzgebung als reine Formsache empfand." Man kann also hier aufmerksam

machen auf die Umgestaltung der römischen Verfassung, die eben mitten auf dem Wege ist von der reinen Demokratie (Gesetzgebung durch Volksbeschluß) über den Zustand „Princeps-Senat" zur absoluten Monarchie (Beamtenstaat des Diokletian). Eine Auffrischung derartiger Kapitelchen aus der römischen Geschichte werden der Lektüre nicht schaden.

Der Erfolg des Ehegesetzes soll sein eine „nova proles", die dann nach 110 Jahren wiederum die Saecularfeier soll begehen können. So wird also die Familie als Grundlage des Staates offiziell anerkannt, ihre Bedeutung für das Staatsleben hoch emporgehoben. Das wird auch ausgedrückt durch die bedeutende Stellung, die dieser Teil des Gebetes im ganzen Lied einnimmt; es ist der Mittelpunkt des ersten Abschnittes. Und wenn im zweiten Abschnitt die zweite Strophentriade (also die fünfte im Ganzen) von Augustus handelt und seinen außen- und innenpolitischen Erfolgen, so ist diese Anordnung keine zufällige; denn Augustus ist der Schöpfer des neuen Gesetzgebungswerkes über die Ehe und dieses ist für den Staat ebenso viel, wenn nicht noch mehr wert als die Sicherung der Grenzen, die Demütigung der äußeren Feinde (und gerade davon ist in der genau entsprechenden Strophe die Rede).

Die dritte Strophentriade.

Hier können wir uns etwas kürzer fassen. Denn diese Triade fleht nur um die rein materiellen Sicherungen des Ehegesetzes. Dazu bedarf es guter Ergebnisse in der Landwirtschaft und Abwehr der Krankheiten, die Apollon mit seinen Pfeilen auf die Erde sendet. Das ist der Sinn der Bitte an Tellus, bezw. an Apollon, der seinen Köcher geschlossen halten soll. Daß hier der erste Abschnitt des Liedes schließt, zeigt die neuerliche Anrufung des göttlichen Geschwisterpaares Apollon-Diana.

Daß aber diese Triade in erster Linie an die vorhergehende angeschlossen ist, nicht nur äußerlich eben, sondern auch inhaltlich, zeigt ihre erste Strophe (Vers 25—28). Gewiß, die Worte „iam peractis" sind im allgemeinen jene guten Schicksale, die Rom bisher erlebt hat: Ausbreitung seiner Herrschaft bis an die Grenzen des Erdkreises, in jüngster Zeit auch das glückliche Ueberstehen des Bürgerkrieges, der — Jahrzehnte andauernd — die Macht Roms von innen her zu erschüttern drohte. Aber wer diese Strophe zusammenhält mit dem, was vorangeht, und mit dem, was folgt, der wird nicht umhin können, auch einen besondern Sinn den Worten „iam peractis" zu geben, nämlich die spezielle Beziehung auf das Werk der Ehegesetzgebung. Wenn wir das tun, dann ist aber die Einheit des ersten Abschnittes durch alle drei Strophentriaden gewahrt.

Die vierte Strophentriade.

Ist die Familie im Staate gerettet, dann auch der Staat in seiner Gesamtheit. So erhebt sich nun das Gebet in seinem zweiten Abschnitt vom Kleineren zum Größeren, von der Familie zum Gesamtstaat. Dementsprechend ist auch die Einleitung dieses zweiten Abschnittes weiter ausgesponnen als die des ersten. Zum erstenmal werden alle Götter angerufen: „Roma si vestrum est opus" (Vers 37). Das Wort vestrum bezieht sich natürlich nicht auf die kurz vorhergenannten Apollon und Diana. Das stünde im Widerspruch zur Ueberlieferung und zum Hauptsatz, der freilich erst in der letzten Strophe unserer Triade steht. Dort werden aber jene Götter angerufen, von denen es bald darauf heißt, daß ihnen Augustus weiße Rinder geopfert hat. Genau paßte das nur auf Juppiter und Juno. Aber Juno kommt für sich allein nicht in Betracht, sie war ja allzulange Zeit Feindin des Aeneas und seiner Getreuen. Rom also als ihr Werk zu deuten, wäre Heuchelei und nicht mehr Euphemismus. Und Juppiter allein ist, wie Kiessling-Heinze belegen, beinahe synonym für „alle Götter". Und wie es am Anfang des Liedes hieß: date, quae precamur, so steht auch jetzt wieder das gleiche Wort: date. Hier wird also das „date" dem „sentire" in der Schlußstrophe gleichgesetzt und zwar mit Recht, denn hier werden alle Götter angerufen.

Dem Anruf gehen jedoch zwei Strophen voraus in Form eines Bedingungssatzes. Sie erzählen inhaltlich von der Errettung des Aeneas und seiner Gefährten aus dem brennenden Troja und ihrer Uebersiedlung nach Italien. Auch das zeigt an, daß im folgenden vom Gesamtstaate die Rede sein wird. Wichtiger ist uns aber die Form dieser Erzählung. Daß — trotz des si —die Gründungsgeschichte Roms nicht angezweifelt wird, ist selbstverständlich. Wir müssen daher jenes Wort nicht mit einfachem „wenn" übersetzen, sondern mit „wenn wirklich", was aber beinahe so viel bedeutet wie „weil". Diese Form der Bitte hat für uns Christenmenschen eine sehr eigentümliche Art an sich. Aber das antike Heidentum — für das moderne wird es übrigens auch bestätigt — findet an dieser (ich möchte sagen) geschäftlichen Weise nichts besonderes, vielmehr ist für es diese Weise beinahe eine Selbstverständlichkeit: die Götter haben Rom geschaffen, also sollen und müssen sie es auch erhalten. Daß diese Folgerung nicht richtig ist, hätte zwar die Geschichte beweisen können; aber diese Erkenntnis dürfen wir nicht voraussetzen. Sie war eben nicht da. Logik und Heidentum verträgt sich sehr oft nicht.

Für die Komposition unseres Gedichtes hat aber dieses Wort „si" auch noch eine Bedeutung. Wenn nämlich die Bitte des Hauptsatzes dieser

Periode auch der Form nach immer noch Bitte ist (Imperativ!), so ist die Zuversicht, ausgedrückt durch den Gedanken: wenn Rom euer Werk ist — und Rom ist ja der Götter Werk — gegenüber dem „possis visere" in der dritten Strophe schon bedeutend größer. Wenn wir auf diese Feststellung Gewicht legen, so tun wir es, um zu sagen: mit der vierten Strophentriade beginnt der zweite Hauptabschnitt des Carmen saeculare, dieser Teil ist zwar im inneren Aufbau und in der äußeren Gliederung dem ersten Abschnitt parallel geschaltet, aber er hängt mit ihm enge zusammen; nicht nur ist ja die Familie Grundlage des Gesamtstaates, auch die Steigerung des Ausdruckes der Zuversicht auf Erhörung schließt beide Teile aneinander.

Die fünfte Strophentriade.

Schon bei Besprechung der Strophen 4—6 haben wir gezeigt, wie die fünfte Strophentriade mit der zweiten korrespondiert. Diese Ausführungen bedürfen noch einer Ergänzung. Wie nämlich für die Familie gewisse materielle Grundlagen da sein müssen, so auch für den Staat. Hatte der Dichter allerdings im ersten Falle eine eigene Triade diesem Thema gewidmet, so begnügt er sich hier mit wenigen Worten: apparet beata pleno Copia cornu (59—60). Dabei wird die Copia ziemlich den personifizierten Fides, Pax, Honor, Pudor und Virtus gleichgeordnet oder — wenn wir der Reihenfolge, die der Dichter gibt, Gewicht beimessen dürfen — als ihre Folge angesehen. Wir müssen aber diese Strophentriade auch im Rahmen des zweiten Abschnittes allein betrachten. Sie selbst handelt von der Tätigkeit des Kaisers und ihren Folgen. Man wird hier — andere Belege beiziehend, besonders Verg. Aen. VI 847—853 — sprechen können von der Regierungskunst der Römer, die es stets verstanden haben, die unterworfenen Völker ihrem Reiche als lebendige Glieder einzuverleiben (besonders darf man da auf Gallien verweisen, das, kaum von Caesar unterworfen, zu den treuesten Provinzen gehörte). Aber man wird auch — und damit kommen wir zur Komposition des Gedichtes zurück — sagen dürfen, daß diese Triade eigentlich bereits so klingt, als ob sie Erfüllung wäre der eben vorher ausgesprochenen Bitte: Romulae genti date remque prolemque et decus omne.

Etwas abseits geratend, möchte ich noch auf etwas anderes verweisen: Horaz läßt hier Fides und Pax usw. wieder auf die Erde zurückkehren, auch Vergil schlägt in der 4. Ekloge ähnliche Töne an — Ovid dagegen hat in den „Aetates" geschildert, wie im eisernen Zeitalter die Virgo Astraea die Gefilde der Menschen verläßt. Das kann bedingt sein von den jeweiligen dichterischen Absichten. Aber ist's nicht auch möglich, daß Vergil und Horaz als Dichter des Aufbaues, als Mitarbeiter am Kulturwerke ihres kaiserlichen Gönners, solch optimistische Töne anschlagen, während Ovid, der dekadente Poet der römischen Salons nur einer pessimistischen Auffassung seine Worte leihen konnte? Ich meine, Dichten und Leben hängen zusammen, auch hier. (Fortsetzung folgt).

Bücherecke

Abt Thomas Bossart, Lose Blätter und Blüten aus seinem Leben, von P. Fridolin Segmüller O. S. B. 122 Seiten in 8°. Mit zwei Einschaltbildern. Fr. 2.50. Benziger & Co., Einsiedeln 1925.

Diese wertvolle Schrift gehört in die Hand jedes Jugendbildners, zumal des Mittelschullehrers, der so oft in die Lage kommt, einer ringenden Jünglingsseele zur Zeit der Berufskämpfe Rat und Stütze zu sein. Sie zeigt uns Werden und Wirken einer selten harmonischen Persönlichkeit, die allen, die das Glück hatten, ihr je im Leben näher zu treten, den verklärenden Schimmer ihres vornehmen und liebenswürdigen Wesens hinterließ. Aber auch aus vorliegenden „Blättern und Blüten" spricht noch der ganze wohltuende Zauber dieses reichen Lebens, da der Verfasser es verstanden hat, fast ununterbrochen den Heimgegangenen selbst sprechen zu lassen und mit feiner Meisterhand gerade die zartesten und wirkungsvollsten Züge zum fertigen Charakterbilde zu vermählen. — Die buchtechnische Ausstattung ist sorgfältig und gediegen.

R. L.

Dr. Oskar Walzel, Die Geistesströmungen des 19. Jahrhunderts. Leipzig, Quelle & Meyer 1924. 57 S. Geheftet Mk. —.60.

Ein so weitschichtiges Thema in einem halben hundert Seiten! Das scheint mehr als gewagt! Und doch, wie ich das Büchlein nach eindringlicher Lesung aus der Hand lege — wohl nicht ein für allemal, — muß ich dem Titel mit einiger Einschränkung sein Recht zugestehen. Der Bonner Universitätsprofessor hat darin ein kleines Meisterstück geboten, indem er zugleich dem überaus schwierigen Vorwurf als auch dem Eigenzweck der Deutschkundlichen Bücherei als einer Sammlung von Hilfsbüchern zur Vertiefung in die deutsche Sprache, Literatur, Kunst, Kultur in weitgehendem Maße gerecht wurde. Eine treffliche Orientierung für Gebildete aller Kreise, vorab Lehrer und Unterrichtspersonen verschiedener Stufen, zeigt die Schrift in gedrängtester Kürze den mannigfachsten Zusammenhang religiöser, philosophischer, literarischer, historischer, künstlerischer, soziologischer und politischer Strömungen im Ganzen einer gegebenen Zeitkultur. Im Mittelpunkt des Interesses stehen Frankreich und besonders Deutschland; andere Länder werden gestreift. Schon die Einteilung weist darauf hin, welche das Zeitalter Goethes, eine Periode von 1830 bis 1870 und eine letzte seit diesem Datum unterscheidet.

Dr. C. B. L.

12. Jahrgang Nr. 2 1. April 1926

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Robert Löhrer, Engelberg

Inhalt: Entstehung und Bedeutung unserer Familiennamen — Horazens Carmen saeculare — Zunftstube — Bücherecke.

Entstehung und Bedeutung unserer Familiennamen

Ein Beitrag zur Kulturkunde von A. Krapf (Schluß)

II.

Die Forschung hat nachgewiesen, daß eine ungeahnte Menge unserer Familiennamen auf frühere Personen- oder Taufnamen zurückgeht. Es handelte sich ursprünglich um patronymische Bildungen: Dem Personennamen des Kindes wurde auch noch der Name des Vaters beigefügt. Auch Knechte und Mägde wurden hin und wieder in Verbindung mit ihrer Herrschaft genannt. Anfangs standen wohl diese Zusätze im Genetiv. Aber schon früh treten sie im Nominativ auf, wie auch die verbindenden Wörter: Sohn, Tochter, Knecht, Magd meistens weggelassen wurden. Socin führt für diese Uebergänge interessante Beispiele an: Heinricus filius Arnoldi, Heinricus Arnoldi, Heinricus dictus Arnolz (Heinrich genannt Arnolz-Arnolds Sohn). Leicht zu deuten sind die Patronymika: Schmidheiny, Rüdisüli, Josenhaus u. a. Oft wird das ursprüngliche Genetivverhältnis durch die Schreibung verdeckt: Richarz, Helmholtz, Arnolz, (Wirz). Die Formen Michaelis, Pauly, Andreae, Nicolai u. a. sind lateinische Genetive. Im allgemeinen treten aber die von Personennamen abgeleiteten Zusätze sofort schon im Nominativ auf.

So bestand für jeden Personennamen die Möglichkeit, auch Familienname zu werden. Eine Anzahl von Personennamen behielt auch als Familiennamen ihre volltönende ahd. Form bei: Albrecht, Bächtold, Dietrich, Eglolf, German, Landolt u. a. Bei andern Formen fiel im täglichen Gebrauch die zweite, leichtbetonte Silbe weg: Bernhard = Bär, Beer; Engelbert = Engel; Grimald = Grimm; Hugobald = Hugo, Wolfgang = Wolf u. a. So wurden auch die Abstrakta: Friede, Liebe, Mut zu Familiennamen.

Ein Unmasse Familiennamen gehen auf alte Kurz- oder Koseformen zurück. Diese endigten gerne auf o, in unsern Gebieten auch auf i: Kuonrad = Kuono, Kuoni; Burkhard = Burko, Bürki, Bürgi; Magilo = Meili; Kaganhart = Kaegi. Hieher gehören u. a. auch: Benz, Bopp, Hüssi, Lüti, Welti, Willi. Andere Diminutiva sind die Formen auf le, schweizerisch li: Bär = Beerli; Kunz = Künzli; Eberhard = Eberli u. a. Hier sind die Familiennamen mit dem Suffix = tsche und tschi zu nennen: Bärtschi, Dietschi, Höltschi u. a. Alt sind die Koseformen auf = izzo: Siegfried (= Sigizzo) = Sizzo = Sitz = Seitz; Godafrid (= Godizzo) = Gozzo = Götz. Aehnlich entstanden: Hitz, Hotz, Ritz u. a. Das alte Suffix = iko wurde zu = ig abgeschwächt: Gerhart = Geriko = Gerig; Kundiko = Kundig. Wenn ursprünglich zweisilbige Personennamen gekürzt oder kontrahiert wurden, so kam oft der Anlaut der zweiten Silbe zu starker Geltung, indem der vorausgehende Mitlaut verschwand oder dem folgenden Anlaut assimiliert wurde: Brandmar = Brahm; Dietmar = Diem; Rudger = Ruegg; Hadbert = Haab.

Ausgesprochen patronymische Bildungen waren ursprünglich die Formen auf -ing. Die Nachkommen eines Rado hießen Redinge, eines Schelcho Schellinge und eines Atto Attinge. Aus der Geschichte kennen wir die Merowinger (Merowech), Capetinger, Karolinger. In Nibelungen und Amelungen ist das i zu u verdunkelt. Die Familiennamen auf -ing sind in unseren Gegenden wenig bodenständig, hingegen treten abgeleitete Formen auf -inger zahlreicher auf. Diese sind aus Dativ-Lokativen hervorgegangen: Bei (zu) den Nachkommen eines Lothar = (bei den) Lotharingen = Lotharinger; Zollo = Zollinger = Zollinge = Zollingen = Zollinger; Grüningen = Grüninger; Scherzingen = Scherzinger. In der ganzen deutschen Schweiz wie in Süddeutschland sind Ortsnamen auf -ingen und Familiennamen auf -inger stark verbreitet. Diese Formen wurden oft noch erweitert durch

den Zusatz „bei den Höfen der . . ." Zollinge = Zollinghofen = Zollikon, Zollikofer; Hunzinghofen = Hunzikon = Hunziker, (Hunzinger); Attinge = Attenhofen = Attikon, Attenhofer, Attiker.

Als die niedern Stände, Bürger und Bauern gerne Namen auf i trugen, kamen beim Adel nicht selten Formen auf -mann in Schwung, offenbar um der Kurzform wieder mehr Klang zu geben. So entstanden u. a. Friedemann, Hannemann, Heinermann, Thielmann.

Eine große Gruppe von Familiennamen geht auf die Bibel und die Heiligen der Kirche zurück. Kurze Namen blieben oft unverändert: Adam, David, Kaspar, Paulus, Thomas. Meistens fiel die Endung ab: Gall, Georg, Paul, Peter, Philipp. Einzelne sehr häufig angewendete Taufnamen weisen als Familiennamen die manigfaltigsten Formen auf. Jakobus (hebräisch: Fersenhalter, der Nachgeborne) wurde zu: Jakob, Jakobi, Jack, Jäckli, Jäggi, Jäckel, Jock, Kobi, Köbi, Köb, Kobus, Kopp, Köppel u. a. Nicolaus (= Volkssieger): Nicolas, Niclas, Nicolai, Nickel, Niggli, Niggeler, Klaus, Glaus, Kloß, Claß, Classing, Laus u. a. Kaum aufzuzählen wären die Abbildungen nach Formen und Sprachgebieten, welche bei den christlichen Taufnamen ihren Ursprung nahmen.

Auch von Frauennamen leiten sich Familiennamen ab. Es muß dabei nicht in erster Linie an uneheliche Abstammung gedacht werden. Leibeigenschaft der Mutter, frühzeitiger Tod des Vaters, adelige Abkunft und besonderes Hervortreten der Mutter können bewirkt haben, daß der Personenname der Mutter zum Familienname werden konnte. Das metronymische Verhältnis ist noch zu erkennen in Itensohn (Sohn der Ita, Ida) und Gutensohn (Sohn der Guta). Andere Metronymika sind: Elser, Elsener, Engler, Iten, Neeser, Nesler, Regler, Trinler, Urscheler, Vrener. Aeltere Forscher haben versucht, aus den Familiennamen Regler, Vrener, Freuler ähnlich wie aus Gallusser ein ursprüngliches Abhängigkeitsverhältnis von den Stiften zu Zürich (Felix und Regula), Zurzach (Verenastift), Säckingen (Freuler = Leute der Frau Aebtissin v. S.) und St. Gallen herauszulesen.

Wo heute noch in unsern Dörfern die alteingesessenen Sippen die Scholle bebauen, da führen die Menschen im täglichen Verkehr vielfach nicht ihren offiziellen Familiennamen. Zu ihrer Bestimmung werden oft eine lange Reihe Personennamen, meist im Genetiv-Verhältnis, genannt, durch welche nicht selten eine längere Ahnenreihe eines Menschen ins Gedächtnis zurückgerufen wird. Die Waldleute z. B. in Roseggers Werken tragen noch keine offiziellen Namen: Der Hansel-Toni-Sepp; die Kathi-Hani-Waba-Mirz-Margreth!

Im 12. Jahrhundert waren die Handwerker meist noch unfreie Leute und ohne große Bedeutung. Sie wurden wenig in Urkunden aufgeführt. Aber mit dem Emporkommen der Städte und Märkte, ihrer Loslösung von den Grundherrschaften und Erlangung der Selbständigkeit, entstand eine neue, bedeutungsvolle Klasse, die Handwerker oder Bürger der Städte. Mit dem zunehmenden Liegenschaftsverkehr und größerer Bautätigkeit kam es zu häufiger Abfassung von Urkunden und Nennung von Bürgern. Sie treten gewöhnlich mit Angabe ihres Berufes auf. Wird das Handwerk oder der Stand noch in latein. Sprache angeführt, so darf man wohl gewöhnlich noch nicht an einen Familiennamen denken. So treten auf: molendarius (Müller), monetarius (Münzer), tribunus (Schultheiß), telonearius (Zöllner, Zoller) usw. Wenn man aber bedenkt, daß in alter Zeit die Berufe fast immer, oft durch viele Generationen hindurch vererbt wurden, ist leicht zu begreifen, daß ursprüngliche Berufsangabe zum bleibenden Familiennamen werden konnte. Da hieß es anfangs noch: Uoli der smid, Hans der snider, Johann der scriber, Chuonrat der arzat u. s. f., später aber nur noch: Uli Schmid, Hans Schnider, Johann Schriber, Konrad Arzt.

Mit der Beschaffung von Brot und Fleisch befaßten sich u. a.: Die Beck, Becker, Brotbeck, Pfister (vom lat. pistor = Bäcker), Lebzelter, Küchler, Semmler, Weggler, Müller, Miller, Körner, Karrer, Metzger, Metzler, (vom lat. macellarius = Fleisch-, Spezereihändler), Wurster, Selcher, Salzer, Koch, Köchli, Pfanner u. a. Für den Trank sorgten: Die Schenk, Krüger, Wirt Würth, Wirz, Schröter, Brauer Fäßler, Legler, Küfer, Büttner u. a. Die Weber, Walker, Tischer, Färber, Zindler, Schleiermacher, Kürschner, Pelzer, Gerber, Schuster, Schubert, Schuhmacher, Täschler, Sutter (vom lateinischen sutor = Schuster), Suttermeister, Schneider, Schnyder, Schrader, Schröder, Wulschleger u. a. beschafften die Kleidung. Zahlreiche Familiennamen sind von der Bearbeitung des Holzes, der Metalle, von der Herstellung verschiedener Geräte herzuleiten. Ihre Manigfaltigkeit beweist die hohe Blüte des mittelalterlichen Handwerks mit seiner weitgehenden Differenzierung, die dem größten Teil der städtischen Bevölkerung ausreichendes Auskommen verschafft. Die Bader, Scherrer, Bartscher, Schräpfer sind die Coiffeure und Chirurgen der alten Zeit. Die Blaser, Dudler, Fiedler, Geiger, Horner, Singer, Spiller, Spillmann, Schwegler, Schweigler (von schwegelen = pfeifen), Pfeiffer, Pfyffer u. a. sorgten für Musik. Vom Handel und Verkehr bekamen ihre Na-

men: Die Karrer, Kerner, Kaufmann, Winkler (Bude im Winkel), Krämer, Salzer, Salzmann, Fehr (von Fähre), Fehrmann. Die Schuler, Schulmeister, Arzt, Schreiber, Sprecher, Wieser (Vertreter vor Gericht) erinnern an gelehrte Berufe.

Eine große Anzahl Familiennamen entstanden aus Amts- und Standesbezeichnungen: Bürger, Bauer, Ammann, Bürgermeister, Schultheiß, Schulze, Vogt, Meier, Keller, Widmer (der die Widemgüter einer Stiftung bebaute), Richter, Gredner (Aufseher eines Warenlagers), Läufer, Springer, Strecker (Folterer), Knecht, Diener, Frei, Eigenmann, — Meßmer (mlat. mansionarius = Hüter und Erhalter des Gotteshauses), Küster, Köster, Kuster (mlat. custor = Hüter), Siegrist (mlat segrista), Glöckner, Kircher, Klingler, Pilgeri (mlat. pelegrinus = Fremd, Pilger), Huber (Hube, Hufe), Schuppisser (Schupposse) u. a. Auf den Gütern der geistlichen und weltlichen Herren des Mittelalters saßen gewöhnlich Unfreie und Zinsleute. Ueber diese ernannte der Grundherr einen „Oberbauer", in den lateinischen Urkunden villicus maior („höherer Dorfbewohner") genannt. Dieser „Meier" erhielt gewöhnlich den größten Hof des Güterkomplexes als Lehen, den Meyerhof. Der Meyer hatte die Aufsichtspflicht über die andern Höfe, zog für die Grundherrschaft die Zinse ein und lieferte sie ab. Oft übte er auch die niedere Gerichtsbarkeit aus. Meistens gab es neben den Meyern noch andere Wirtschaftsbeamte, die sogen. Keller (vom lat. cellarius). Sie bebauten die Kellhöfe (Kelnhof), zogen Naturalgaben ein, besorgten ihre Einkellerung und Ablieferung. Da überall in unseren Dörfern, im ganzen deutschen Wirtschaftsgebiet, solche Meyer- oder Kelhöfe vorhanden waren, ist die äußerst starke Verbreitung der Meyer- und Kellersippen leicht zu verstehen.

Viele vom Amt und Stand abgeleitete Familiennamen sind als eigentliche „Uebernamen" (im heutigen Sinne des Wortes) aufzufassen und gehen nicht auf tatsächlich ausgeübtes Amt zurück. Kaiser, König, Fürst, Graf, Bischof, Papst, Probst, Mönch, auch Engel und Teufel sind auf die im Mittelalter zu Stadt und Land so beliebten Volksschauspiele, meist religiösen Inhalts, zurückzuführen. Die Namen der Rollen wurden für ihre Träger zu „Uebernamen" und oft auch zu Familiennamen.

Namentlich in den Städten trugen die Häuser oft Bilder, Statuen, Schilder und Namen, die wohl auch oft Ursache zur Familiennamenbildung werden konnten. Oft mag auch umgekehrt der Familienname zum Häusernamen geworden sein.

So sind auf Häusernamen zurückzuführen: Affe, Bock, Einhorn, Fuchs, Wolf, Eiche, Nußbaum, Rose, Rosenkranz, Krone, Kreuz, Schlegel, Spieß, Spiegel u. a.

Ein sehr großer Teil aller Familiennamen ist von Herkunft, Wohnstätte und Heimatort genommen. Mit dem Emporkommen der Städte und dem dort winkenden Verdienst und Schutz strömte das Landvolk überall in die ummauerten Plätze. Das 14. und namentlich das 15. Jahrhundert brachte auch die Freizügigkeit zu Stadt und Land, und damit kam die Gewohnheit auf, die Zugewanderten einfach nach ihrer früheren Heimat zu benennen. Häufig weisen solche Namen auf Lage und Beschaffenheit eines Hofes hin: Abderhalden, Abegg, Ambühl, Amrein, Anderegg, Amstein, Anderau, Ausderau, Imbach, Ambach, Imholz, Vonderau, Mühlebach, Zumbusch, Zumstein, Zumbühl, Zurflüh u. a.

Zahlreich sind die Familiennamen mit den Ableitungssilben: -acher, -bacher, -berger, -bühler, -egger, -gartner, -hauser, -hofer, -reutiner, -steiner, -stetter, -walder, -weger, -willer, -zeller. Mit der Urbarmachung des Bodens hängen zusammen: Brander, Brändli, Greuter, Grüter, Rüti, Reuty, Rüttiner, Schwendiner, Gschwend u. a. Von einer ungezählten Menge in unserm deutschen Sprachgebiete immer wiederkehrenden oft aber auch ganz lokal auftretenden Flurnamen sind Familiennamen abgeleitet worden.

Eine andere kleinere Gruppe sind die Familiennamen die von Volksstämmen abgeleitet sind: Baier, Beyer, Böhm, Böhmer, Bollag, Thüring, Heß, Jud, Preiß, Preuß, Sachs, Unger.

Von unseren Gau- und Kantonsnamen, Städten, auch von fremden, neueren Staatsgebilden sind abzuleiten: Appenzeller, Basler, Berner, Urner, Schweizer, Schwyzer, Glarner, Zürcher, Walliser, Walser, Pfälzer, Würtenberger, Voigtländer u. a.

Wir kommen zu jener Gruppe von Familiennamen, welche ursprünglich auf körperliche oder geistige Merkmale, auf Kleidung, Waffen usw. zurückgehen. Es sind im eigentlichen Sinne „Ueber-" oder „Spitznamen" gewesen, die sich die Träger gefallen ließen oder gefallen lassen mußten, so daß die später zu Familiennamen werden konnten. Schon früh erscheinen in den Urkunden ein Hugo der Schwarz, Cunradus genannt Wild, Chunrat der Wiße usw. Anfangs noch durch den Artikel verbunden, verschwand dieser bald und es hieß nur noch Konrad Wyß (Weiß) u. s. f.

Interessant und recht vielseitig treten uns die Familiennamen in den öffentlichen Büchern der deutschen Reichsstätte aus dem 13. bis 15. Jahrhundert entgegen. Aus den Gerichtsbüchern der Stadt Frankfurt sind uns u. a. folgende „Uebernamen" oder Familiennamen bekannt: Hermann der Böse, Heinrich der Weise, Conradus genannt Kirsinfraß (Kirschenfraß), Grete, die man nennt mit den vier Kindern, Peter Sweinheim, den man nennt

Lederschurz, Gerlach, genannt Gensebein, Hans Lengenfeld, genannt Buttersupp, Hans von Bacherach, genannt Saufaus, Heini Lotze, genannt Kreuch in die Hecke, Henchen Speckelin, den man nennt Eierzähler, Henne Kyderich, genannt Zweierlei Gemüse, Clas mit dem einen Auge, Kette mit den blöden Augen, Golz mit dem Barte, Hänsel Bärenfänger, Heinz Bohr in das Kalb, Henne Brot in der Tasche, Irmel zum Teufel, Konrad Find den Sinn, Heinz Glotzauge, Jäckel Grase im Ofen, Else Klapperzähne, Wenzel Kuhdreck, Hermann Mückenschweiß, Heinrich Mausetot, Michel Schab den Käs, Jakob ohne Seele, Hans Spring ins Land, Hans Stich den Teufel, Hänschen mit der Stelze, Bechtold Saulöffel, Heinrich Saurüssel, Clas Waldaffe. (Nach Kriegk, Deutsches Bürgertum im Mittelalter 1871). Die meisten dieser Namen sind ganz individuell und verschwanden mit dem Träger, wenige wurden zu Familiennamen. Es ist meistens so schwierig als erfolglos, sich über die Entstehung und Bedeutung gewisser „Uebernamen" Gewißheit verschaffen zu wollen, wenn wir uns nicht auf urkundliche Anhaltspunkte stützen können. Auch ist bei Erklärungsversuchen die größte Vorsicht am Platze! Um 1500 lebte in Frankfurt ein gewisser Peter von Marburg, genannt zum Paradies. Er nahm an einem Tournier teil, wo er sich trotz seines bürgerlichen Standes viele Ehre holte. Der festgebende Fürst rief angesichts seiner Tüchtigkeit aus: „Wer ist denn dieser Lump, der so vielen Dank davonträgt." Fortan fügte Peter seinem Namen den Zusatz „genannt der Lump" hinzu (Nach Socin). Dieses „Lump" konnte so zum Familiennamen werden und es liegt nahe, daß ein späteres Geschlecht, das den Ursprung dieses zunächst ehrenden Uebernamens nicht kennt, daraus auf moralische Minderwertigkeit seines ersten Trägers schließt.

In diesem Zusammenhange sind unsere Familiennamen: Weiß, Schwarz, Rot, Braun, Lang, Kurz, Dick, Klein, Groß, Schön, Stark, u. a. zu nennen. Geistige Eigenschaften werden angedeutet in: Ehrbar, Ehrlich, Fröhlich, Fromm, Stolz u. a.

Von der Körperbeschaffenheit, von Kleidern und Waffen stammen ebenfalls vereinzelte Familiennamen: Großkopf, Weißhaupt, Bart, Zwilchenbart, Gantenbein, Zopf, Eisenhut, Eisenring, Mantel, Spieß, Buntschuh, Hösli, Langrock, Graurock u. a. Doch treten bei der Deutung solcher und ähnlicher Familiennamen meistens Konkurrenzen auf, da verschiedene Entstehungsmöglichkeiten gegeben sind.

Es gibt auch Familiennamen, welche nicht nur einen Begriff, sondern einen ganzen Gedanken enthalten: Die Satznamen. Es handelt sich dabei gerne um imperativische Formen. Bei der Gesellentaufe erhielten die Junggesellen oft einen Namen, der in Beziehung stand zum Handwerk oder zur Aufführung während der Lehrzeit. „Gerade die korporative Abgeschlossenheit des namengebenden Kreises war die Ursache, weshalb dem Träger der aufgedrungene Name annehmbar erschien; für die Oeffentlichkeit war er zunächst nicht bestimmt". So lassen sich ganz eigentümliche Formen erklären: Vielstich, Fulstich, Hammer, Zange, Frischeiser, Gutbrot, Kleinbrötli, Bleibetreu, Thudichum, Rievergelt, Wiederkehr, Wohlwend, Drittenbaß, Ruckstuhl.

Namentlich in den untern Schichten des Volkes, bei fahrenden Leuten, Gaunern und Gauklern, auch beim Kriegsvolke, waren ähnliche Namen beliebt, und es tritt uns darin der wilde Humor und die Spottlust der alten Zeit am besten entgegen: Fleuchaus, Fliegauf, Springindegen, Schüchdenpflug, Weckdenhahn, Hebenstreit, Bleibnicht, Baggenstoß, Schwingdenhammer, Schlaginhausen, Dübelbeiß, Haßdenwin, Füllkrug, Kehrein, Schluckebier u. a.

Auch die Namen der Wochentage konnten zu Familiennamen werden: Sonntag, Freitag, Samstag u. a. Sie wurden etwa namenlosen Findelkindern angehängt.

Mit dem ausgehenden Mittelalter erwachte in ganz Europa eine besondere Vorliebe u. Verehrung für das klassische Altertum (Renaissance, Humanismus). Sie gingen so weit, daß die Gelehrten jener Zeit sogar ihre „barbarischen" deutschen Familiennamen ins Griechische u. Lateinische übersetzten oder ihnen wenigstens eine latein. Endung anhängten. Der gelehrte Joachim von Watt nannte sich Vadianus, der Basler Hausschein Oeccolampadius, ein Geißhüsler Myconius. Der gutdeutsche Name Müller wurde mit Molitor, Bauer mit Agricola, Schneider mit Sartor(ius), Beck mit Pistor ersetzt. Aus der gleichen Zeit stammen die Formen Studerus (Studer), Curtius (Kurz), Avenarius (Habermann), Pastor (Hirt), Textor (Weber) u. a.

Am längsten hielten überall die Juden an der Einnamigkeit fest. Dies hängt natürlich mit der abgesonderten Stellung der Juden zusammen. Dieses Volk, überall von den Christen gehaßt und doch auch benötigt, lebte nur geduldet in besonderen Vierteln oder Straßen, trug eine besondere Kleidung und bewahrte wie kein Anderes seit seiner Diaspora im Jahre 70 n. Chr. seine alten Traditionen. Die Juden führten bis zum Ausgang des Mittelalters und auch später noch nur ihre alttestamentlichen Personennamen: Moses, Jakob, Isaak, Josef, Abraham, Lazarus usw. Meistens traten sie in den Urkunden mit der Angabe ihrer Abstammung auf: Rabbi Abraham, Sohn des Rabbi Isaak. (Rabbi nennt sich der jüdische Schriftgelehrte, Priester). Von seiten der Christen erhielten die Juden auch ihre Zunamen. Aber unter sich hielten sie zäh

an ihren Personennamen fest und führten so im Verkehr mit der Außenwelt andere Namen. Erst im 18. Jahrhundert treten in der Schweiz eine größere Anzahl Israeliten mit Familiennamen auf: Guggenheim, Polagg, Wyler, Bloch, Lehmann, Gedeon, Meyer (vom hebr. me-ir = glänzend), Schlesinger, Oppenheim.

Gesucht erscheinen uns die vielen für Juden verwendeten Zusammensetzungen auf -thal, -berg, -stein, -feld: Rosenthal, Lilienthal, Tulpenthal, Löwenberg, Veilchenfeld, Goldstein, Rubinstein, Karfunkelstein usw. Ob diese farbenreichen Namen nicht von den Juden vielleicht selbst gewählt worden waren um „wie die Ware auch den Namen etwas herauszuputzen"? Viele häßliche, ja anstößige Namen sind aber den Kindern Israels sicher von ihrer Umgebung aufgezwungen worden: Berlinerblau, Himmelfarb, Katz, Hund, Eselskopf, Saumagen, Samuel Wanzenknicker (seiner Zeit ein prakt. Arzt in Galizien), Kanalgeruch Treppengeländer. Am meisten grassierte dieser Unfug in der Benennung der Juden im Osten, in Galizien und Polen. Bei Behandlung einer Injurienklage vor dem Bezirksgericht in Wien erschienen einst als Kläger, Beklagte und Zeugen die Juden: Moses Pulverbestandteil und seine Gattin Rebekka Rebenwurzel, Chaim Maschinendraht und seine Frau Susi Blum, Nathan Feingold und dessen Ehehälfte Rosel Nußknacker, Sarah Schulklopfer, Miriam Weisheitsborn, Josef Ehrlich, Simon Goldtreu und Ruben Reinwascher (als Gerichtszeuge!). Bei Tobler-Meyer, welcher obige Liste angibt, werden noch weitere, zum Teil recht ominöse Namen von Juden genannt: Veilchenduft, Stinker, Rosenblum, Schönduftet, Bettelarm, Nothleider, Gold, Goldreich, Diamant, Galgenvogel, Totschläger, Lump, Taschengreifer, Wohltäter, Fresser, Säufer, Weinglas, Schnapser, Nachtigall, Schmetterling, Nashorn, Küssemich, Groberklotz, Mist, Wohlgeruch, Maulwurf, Wucherer usw.

Wie kamen die Juden in neuerer Zeit und in einem Kulturstaat wie Oesterreich-Ungarn zu diesen zum größten Teil recht beleidigenden und anstößigen Familiennamen? Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurden die Israeliten der Donaumonarchie vom Staate gezwungen, einen festen Familiennamen anzunehmen. Der Hofkriegsrat wurde mit der Ausführung des Gesetzes betraut und Offiziere, Auditoren und Unteroffiziere gingen mit der entsprechenden militärischen Kürze und dem nötigen Schneid an die Aufgabe. Die Juden durften sich zunächst selbst einen Namen wählen und erst wenn sie zu keinem Entschluß gelangen konnten, wurde ihnen ein Name aufgezwungen. Sie standen dem Gesetze aber ablehnend gegenüber, weil sie in erster Linie die nun kommende Wehrpflicht fürchteten und aus religiösen Gründen neben ihren angestammten „heiligen" Namen nicht noch einen „heidnischen" führen wollten. So schuf die magere, bald versiegte Phantasie der Beamten in Verbindung mit dem weitverbreiteten Judenhaß und Kasernenwitz diese ominösen und unbegreiflichen Familiennamen. Oft werden sie auch einen Erpressungsversuch darstellen, der vielfach aber nicht glückte. (Nach Tobler-Meyer).

III.

Es liegt in der Entstehungsweise der Familiennamen, daß sehr oft mehrere Deutungen möglich sind. Verschiedene Ableitungen konkurrieren miteinander, und es bleibt uns dann nichts anderes übrig, als der wahrscheinlichsten den Vorzug zu geben. Ein verhältnismäßig kleiner Teil unserer Familiennamen ist bis heute unerklärt geblieben. Nicht selten läßt sich dagegen aus Urkunden die Entwicklung eines Familiennamens lückenlos darstellen. Eine starke Unterstützung findet die Familiennamen-Kunde in der Flurnamenforschung. Die Kenntnis der urkundlich und mündlich überlieferten Flurnamen, das Eindringen in die Ortsgeschichte überhaupt, das Vertrautsein mit der Volkssprache in Vergangenheit und Gegenwart, sind neben der sprachgeschichtlichen Grundlage für lokale Untersuchungen unerläßliche Bedingungen.

Der Erste, welcher sich mit Erfolg an das Problem der Namenforschung heranmachte, war Förstemann. 1856 erschien sein „Altdeutsches Namenbuch", in welchem er alle Personennamen bis 1100 zusammentrug, welche er in Urkunden und Büchern auftreiben konnte. Eine 2. Auflage seines Werkes erschien 1900 mit 1700 Seiten. Die Entstehung unserer Familiennamen fällt aber zum größten Teil in die mhd. Zeit (ca. 1100—1400). Socin setzte hier ein und sammelte in seinem „Mhd. Namenbuch" aus dem Urkundenmaterial von Basel und Umgebung alle überlieferten Namen bis 1300. Socin sagt: „Meine Wahl hat darin ihren Grund, daß ich aus Basel stamme, in Basel wohne, mit seiner Geschichte und Mundart vertraut bin, kurz, daß ich hier festen Boden unter den Füßen habe und ich mich auf mein Sprach- und Stammesgefühl verlassen kann." Reichert, welcher Socins Prinzipien auf Breslau angewendet hat, schreibt bei Bähnisch: „Erst wenn aus dem ganzen Sprachgebiet örtlich und zeitlich begrenzte, aus urkundlichem Material gewonnene Arbeiten über die Namenverhältnisse der mhd. Zeit vorliegen wird es möglich sein, einen allgemeinen Ueberblick über die Entwicklung unserer heutigen Namen zu geben."

Neben diesen großen grundlegenden Werken von Förstemann und Socin, deren Untersuchungen zeitlich und örtlich beschränkt sind, haben wir heute eine Anzahl Arbeiten, welche das Problem als Ganzes

umfassen und für lokale Untersuchungen eine Grundlage schaffen. Ihr wissenschaftlicher Wert ist allerdings sehr verschieden. Von den kürzeren, umfassendendsten Werken ist besonders Heintze: Die deutschen Familiennamen 1882 zu nennen. Tobler-Meyer stützt sich stark auf Steub, weist sich aber daneben besonders als Kenner der schweizerischen Namensverhältnisse aus. Das Gesamtergebnis der neueren Forschung verwertet Bähnisch, der in seinem allgemein orientierenden Werklein: Die deutschen Personennamen, 3. Auflage 1920, 119 Seiten, das ganze Problem unserer Familiennamen in geistvoller Art zusammengefaßt hat. — Die Werke, welche zu diesem Aufsatze, der auch nur kurz orientieren kann und will, besonders benutzt wurden, sind mit * bezeichnet.

Förstemann: Altdeutsches Namenbuch. 1. Personennamen. 1. Auflage 1856. 2. Auflage 1900.

Heintze: Die deutschen Familiennamen. 4. Auflage 1914.

Steub L.: Die oberdeutschen Familiennam. 1870.

* Tobler-Meyer, W.: Deutsche Familiennamen nach ihrer Entstehung und Bedeutung mit besonderer Rücksichtnahme auf Zürich und Ostschweiz. 1894.

* Egli, Joh.: Ueber deutsche Familiennamen (besond. d. Ostschweiz), St. Galler-Blätter 1896.

* Socin, A.: Mittelhochdeutsches Namenbuch. Basel 1903.

* Bähnisch, A.: Die deutschen Personennamen. Leipzig 1920, Natur- und Geisteswelt, Band 296.

Unentbehrlich sind natürlich unsere großen nationalen Lexika: Schweiz. Idiotikon, Geograph. Lexikon der Schweiz, Histor. biograph. Lexikon der Schweiz (im Erscheinen).

Horazens Carmen saeculare

Ein Versuch von Eduard von Tunk, Immensee (Schluß)

Die sechste Strophentriade.

Wie das ganze Lied mit der Anrufung des Phoebus und der Diana begonnen hatte, so klingt es auch — soferne wir von der Schlußstrophe absehen — mit dem gleichen Anruf aus. Aber nicht mehr in Form einer Bitte, sondern in der Form unerschütterlicher Zuversicht. Denn es heißt: Phoebus, si Palatinas videt aequus aras — und dieses si ist von der gleichen Art, wie in der vierten Strophentriade — remque Romanam Latiumque prorogat. Ebenso wird von Diana versichert: votis puerorum amicas applicat aures.

Im einzelnen ist zu bemerken: die erste Strophe dieser Triade ähnelt im Aufbau sehr der Anrufung der Geburtsgöttin. Waren aber dort die Namen der Göttin in größerer Zahl angeführt, so wird hier Phoebus mit jenen Titeln bezeichnet, die die vier Hauptgebiete seines göttlichen Wirkens zum Ausdruck bringen. Beim letzten dieser Epitheta wird man nicht darauf verzichten können, die Feinheit zu bemerken, mit welcher der Dichter das böse Wort „Krankheit" umschreibt. An seiner statt verwendet er den Ausdruck „fessos corporis artus". In der folgenden Strophe ist die Zuteilung des Wortes felix (Vers 66) umstritten. Kiessling-Heinze teilen es dem Worte lustrum zu, ohne hiefür eine eigentliche Begründung zu geben. Jedoch erscheint dieser Vorschlag tatsächlich annehmbar. Die res Romana ist als ein Ausdruck dem Latium gegenübergestellt, dann wird felix zweifellos bei lustrum dieselbe Aufgabe haben wie semper melius bei aevum. Somit wären die einzelnen Ausdrücke parallel geordnet. Das alterum stört nicht, es gehört ja zu lustrum ebenso wie zu aevum und bestätigt somit die von Kiessling-Heinze gegebene Deutung lustrum-saeculum.

Wie Apollon aufmerksam gemacht wird auf seinen Tempel auf dem Palatin, so Diana auf ihren Tempel auf dem Aventin, nur kommt dann noch der ihr heilige Berg Algidus in Latium dazu. Das mag ein Entgelt dafür sein, daß Apollon so reichlich mit Epitheta bedacht worden ist, mag auch eine Rückerinnerung an die Worte silvarum potens der ersten Strophe sein. Die Tätigkeit der beiden Gottheiten ist natürlich nicht getrennt, denn Apollons prorogare ist eine Folge des curare und applicare Dianens. Apollon schließt sich natürlich seiner Schwester an, beider Tätigkeit ist das curare, das „besorgen" der Bitten. Somit tritt hier die Mittlertätigkeit der beiden am besten hervor. Daß diese Mittlertätigkeit beiden gemeinsam ist, zeigt votis puerorum, wobei eben unter den pueri auch die Mädchen gemeint sein müssen. Sonst stünde die Gruppierung der Knaben um Diana im Widerspruch zu pueros, Apollo — Luna puellas in der neunten Strophe.

Schlußstrophe.

Ueber den Sinn des ersten Verses dieser Strophe haben wir schon gehandelt. Wir kennen ihn bereits. Dazu kommt jetzt noch der (allerdings etwas nüchterne) Ausdruck vollster Zuversicht: spem bonam certamque domum reporto: Ich gehe nun heim und bin sicher, daß meine Bitten erhört werden. Die Zusammenfassung des Chors zu einer einzigen Person erscheint uns etwas hart. Aber damit müssen wir uns abfinden. Das Wort doctus mag aber noch eine Bemerkung bekommen. In der Ode IV 6 — die man ja wohl ebenso wie I 21 vor dem Carmen saeculare lesen lassen wird — eifert Horaz die

Mädchen an mit der Verheißung, sie werden sich noch als Bräute und junge Frauen rühmen können, als dociles das Lied Horazens gesungen zu haben. Ob IV 6 tatsächlich erst ein später verfaßtes Erinnerungsblatt für die Mitglieder des Chores ist oder doch, wie die Situation es darstellt, schon vor dem Saecularfest verfaßt wurde, diese Steigerung von docilis zu doctus ist sicher recht hübsch. Bei der Einübung des Liedes nennt Horaz seine Schüler noch „gelehrig", im Saecularlied läßt er sie selbst sagen: „wir sind gelehrt, d. h. wir haben unser Lied gut gelernt."

II.

Zusammenfassung.

Im Vorhergehenden haben wir zu zeigen versucht, wie viel kulturgeschichtliche Kenntnisse und religionswissenschaftliche Einblicke das Carmen saeculare uns bietet. Auch haben wir, jeweilen vom Einzelnen ausgehend, auf die Komposition dieses Liedes schon hingewiesen. Dem möchten wir an dieser Stelle noch einen Rückblick widmen. Wir fassen zusammen:

1. Hauptabschnitt:
a) Strophe 1—3: Einleitung des Gesamtliedes
b) Strophe 4—6: Bitte um Segen für das Ehegesetzgebungswerk
c) Strophe 7—9: Bitte um die materielle Sicherstellung dieses Werkes
2. Hauptabschnitt:
a) Strophe 10—12: Erweiterung der Bitten für den Gesamtstaat und an alle Götter,
b) Strophe 13—15: Hoffnungsvoller Zustand des Staates unter der Regierung des Augustus
c) Strophe 16—18: So erscheint es sicher, daß Phoebus und Diana die Bitten der Römer an den Götterrat erfolgreich weiterleiten.
Schlußstrophe: (19) Epilog.

Wenn wir so das ganze Carmen saeculare überschauen, wird es uns wohl nicht mehr vorkommen, als wäre es eine ziemlich wahllose Aneinanderreihung verschiedenster zusammenhangloser Bitten an allerhand größere und kleinere Götter. Ja, wir haben schon darauf verwiesen, wie nicht nur die Steigerung Familie-Staat bedeutsam ist, sondern auch darauf, wie die Zuversicht immer stärker wird, bis sie sogar auf die Form der Bitte verzichtet und sozusagen den Erfolg beinahe schon bucht. Da und dort konnte auch gezeigt werden, daß einzelne Strophentriaden oder Strophen ihren bestimmten Platz aus ganz bestimmten Gründen zugewiesen erhalten haben. Dem diesbezüglich Gesagten sei noch folgendes hinzugefügt: Der ersten Triade (Anrufung der Geschwistergötter Apollon und Diana) entspricht die sechste (also letzte) mit gleichem Thema. In der fünften, worauf wir ja schon hingewiesen haben, steht Augustus im Mittelpunkt, der Schöpfer der neuen Ehegesetzgebung, von der in der zweiten Triade die Rede ist. Diese beiden Triaden sind aber Mittelstücke der beiden Hauptabschnitte. Die dritte Triade endlich handelt von einer wichtigen Grundlage des Familienlebens, von der materiellen und gesundheitlichen Sicherstellung. Auch der Staat muß gesichert sein, durch den Schutz der Götter; der aber ist hier gewiß, weil die Götter selbst die Gründung Roms gewollt haben. Davon handelte die vierte Triade. Demnach ist der Aufbau beider Hauptstücke ein beinahe symmetrischer mit chiastischen Entsprechungen. So wird man also auch von der künstlerischen Seite dem Carmen saeculare nicht viel anhaben können. Es hat zweifellos seine Schwächen: Diese aufzuzeigen war und ist nicht unsere Aufgabe; aber daß es kein Kunstwerk sei, diese Behauptung wenigstens hoffen wir widerlegt zu haben. Daß es uns auch sonst geglückt sei, einiges Interesse für dieses eigenartige Gedicht erregt zu haben: spem bonam certamque reportamus.

Zunftstube

Aus einer vergilbten Klassikerausgabe.

Eine ergötzliche Illustration zur Art und Weise, wie die Klassiker vor zirka 150 Jahren übersetzt wurden, gibt uns eine Corneliusausgabe von 1775, die mir kürzlich in die Hände kam. Es handelt sich um „eine deutliche und nach dem Begriff der Jugend endlich recht eingerichtete Erklärung des Cornelii Nepotis von Emmanuel Sincerus, mit Churfürstlich Sächsischer aller gnädigster Freyheit". (Leypzig 1775.) Nach einer längeren Vorrede gibt der Autor „eine Anweisung vor die Jugend" zur Uebersetzung der Klassiker.

Lassen wir im folgenden den Autor selber reden: „Vielgeliebte Knaben! Daß heut zu Tage bey uns Teutschen keiner vor einen gelehrten Mann könne gehalten werden, der die Lateinische Sprache nicht verstehet, ist euch ohne Zweifel bekannt. Woher kommt es denn, daß die meisten unter euch, die sich den Studiis gewidmet haben, so wenig Lust darzu bezeigen, einen Auctorem Classicum zu exponieren? Daher, weil ihr gemeiniglich nicht recht angeführet werdet. Wenn einer hungrig ist, die sonst guten und gesunden Speisen aber nicht wohl zugerichtet sind, so findet sich ein schlechter Appetit. So gehet es euch mit den Auctoribus classicis, insonderheit mit dem Cornelio . . . Wenn ihr nun einen von den leichten imperatores vornehmen wollet, so gehet vorhero das Capitel, oder den gantzen imperatorem durch, welcher bey der Information (Unterricht) sol explicieret werden; schlaget die euch unbekannten Wörter auf, und lernet sie auswendig. Alsdann leset einen Pe-

riodum nach dem andern, und bemühet euch zuförderst um die Construction. Wo ihr euch darinnen nicht festsetzet, so werdet ihr euer Lebtag im Exponieren (Uebersetzen) elende Stümpler bleiben, und keinen Auctorem recht verstehen lernen. Es ist aber solches nicht schwer, wenn ihr nur folgende Regeln merket: 1.) Wenn eine Conjunktion da ist, so machet man damit den Anfang, ob sie gleich nicht zuerst stehet; alsdann siehet man nach dem Nominativo, wenn einer da ist, und was dazu gehöret: sodann nach dem Verbo, und was davon dependiret; und endlich nach dem übrigen. 2.) Wenn das Verbum, so zu dem ersten Nominativo gehöret, nicht gleich dabeistehet, sondern eine neue Conjunctio oder das Pronomen, qui, quae, quod folget, so gehöret das gleich darauf folgende Verbum zu dieser letzteren Conjunction, oder zu dem Pronomine qui, quae, quod und zu alle dem, was mit diesem Commate durch eine Conjuctionem copulativam noch ferner verbunden wird, nicht aber zu dem ersten Nominativo, als dessen Verbum weiter hinten stehen wird". Hier fügt der Autor ein Beispiel an und fährt dann weiter: „Sodann besteht eine Hauptregel darin, daß ihr euch vor dem gemeinen Irrtum hütet, da man meynet, man seye alsdann in Latein ein braver Kerl, wenn man sagen kann: ich habe so und so viele Auctores classicos gelesen; da man doch manchmal doch keinen recht verstehet, vielweniger aber den gehörigen Nutzen davon gemacht hat. Leset vielmehr den Cornelium, wenn ihr einmal vertiret habt, mit Verstand und Aufmerksamkeit ein- oder zweimal, oder noch wohl öfter, durch, welches weder viel Zeit noch große Mühe erfordert. Wollet ihr die Idiotismos in ein besonder Buch excerpiren, und dieselben memorieren, so wird es euch großen Nutzen bringen. Ihr müsset ohnedem bey euren Jahren die Memoriam exerciren; und also ist es besser, daß ihr etwas nützliches ins Gedächtnis fasset, als daß ihr allerley Quarck in spem futurae oblivionis lernet.

Wollet ihr noch einen Rat folgen, so leget den Cornelium beyseit; nehmet eure Teutsche Version, und setzet sie wieder in die Lateinische Sprache. Habt ihr den Auctorem fleißig gelesen, so werden euch die schönsten Idiotismi in constructione, vocibus simplicibus und gantzen Redensarten einfallen u. dadurch dergestalt in euer Gedächtnis gepräget werden, daß ihr, wenn ihr dergleichen Materien zu schreiben habt, allzeit euch werdet bedienen können. Wenn diese Versiones fertig sind, so lasset sie wieder von euren Praeceptoribus corrigieren, oder nehmet selber den Cornelium vor die Hand, so werdet ihr sehen, was noch fehlet und wie ihr denselben immer besser imitieren sollt."

So weit unser Autor. Wir sehen aus dieser Probe, daß die damalige Uebersetzungsarbeit ungefähr die gleiche war, wie heutzutage.

Engelberg. P. Gabriel Fellmeth, O. S. B.

Bücherecke

Scherwatzky, Erziehung zur religiösen Bildung. Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig 1925. — Fr. W. Förster hat in seinem Buche „Religion und Charakterbildung" einen wertvollen Beitrag geleistet zum Beweis für die Notwendigkeit und die zentrale Stellung des Religionsunterrichtes, und zwar des christlichen und konfessionellen. Etwas Aehnliches glaubt man auch von diesem Büchlein erwarten zu können, das von einem wohlmeinenden protestantischen Studienrat stammt. Schreibt doch der Verfasser im Vorwort: „Die vorliegende Schrift hat sich zum Ziel gesetzt, nicht nur die prinzipielle Notwendigkeit des Religionsunterrichtes aufzuweisen, sondern darüber hinaus noch zu zeigen, daß gerade der Religionsunterricht ‚Bildungsfach' in ganz besonderem Sinne ist . . . Seine eine große Aufgabe ist: Aus dem verwirrenden Gemenge der einzelnen Fächer eine wertvolle Einheit herauszuarbeiten. Das ist der Sinn des ‚philosophischen' Religionsunterrichtes". Schließlich aber stellt sich heraus, daß hier der Philosoph aus der Kantianischen Schule über die Religion zu Gerichte sitzt und versucht, den Inhalt des Religionsunterrichtes — „frei von aller konfessionell-dogmatischen Bindung" — zu umreißen, wie er sich rein phänomenologisch ergibt. (S. 21.) Als ganz selbstverständlich wird das „Dogma" aufgestellt: „Das Christentum kennt seit Kant keine stringenten Gottesbeweise mehr." (S. 158). Das bedarf keines weiteren Kommentars. Das Wohlwollen, das in Worten dem Katholizismus entgegengebracht wird, steht im grellen Gegensatz zum Mangel an allem Verständnis zur richtigen Deutung der Kirchengeschichte. So kann der Verfasser mit aller Gelassenheit behaupten: „Die Geschichte des Tridentiner Konzils ist rein politischer Natur, gehört also der Kirchengeschichte nicht an." (S. 126). Es ist gut, daß der Verfasser sein Werk nicht höheren wissenschaftlichen Autoritäten als „seiner Frau" gewidmet hat. Es kann den wissenschaftlichen Stand der Religionslehrer und ihres Unterrichtes nicht in guten Ruf bringen. Auch methodisch bringt das Buch nichts Neues. Interessant daran ist für uns eigentlich nur die erneut bestätigte Tatsache, daß das von aller „konfessionell-dogmatischen Bindung" freie Christentum im bodenlosen Sumpfe landet, aus dem kaum noch Ruinen des Christentums herausschauen.

Dr. P. R. M.

„Klassisches" zu unsern Examen

Davus sum, non Oedipus (Terent.)
Et semel emissum volat irrevocabile verbum (Horaz)
Ah! Nimium est, quod, amice, petits, Moderatius opta — Et voti, quaeso, contrahe vela tui (Ovid)
Obstipui, steteruntque comae, et vox faucibus haesit (Vergil)
Huc illuc volvens oculos, totumque pererrat
Luminibus tactis (Vergil)
Parcendum est animo miserabile vulnus habenti (Ovid)
Sunt bona, quaedam medicora, sunt mala plura
Quae legis hic (Martial).

12. Jahrgang Nr. 3 6. Mai 1926

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Robert Löhrer, Engelberg

Inhalt: Ueberschätzung des antiken Humanitätsideals — Altdeutsches im Heliand — Bücherecke

Ueberschätzung des antiken Humanitätsideals

Von Dr. P. Rupert Hänni O. S. B., Sarnen

Unsere letzten Ausführungen (Nr. 8, 1925) haben gezeigt, daß man dem antiken Humanitätsideal jeweilen nicht völlig gerecht geworden, nicht alle Werte auszuschöpfen verstand, die ihn ihm lagen. Im Gegensatz hierzu gab es aber auch Zeiten, in denen der Antike eine übertriebene, unwahre Bedeutung beigemessen wurde. Wir wollen hier nicht auf die Geistesströmung des Humanismus und der Renaissance zurückgreifen, die wohl am besten die Maxime des Erasmus von Rotterdam bezüglich der Erlernung der alten Sprachen charakterisiert: His duabus linguis omnia ferme sunt prodita, quae digna cognitu videantur — oder die Auffassung des Historikers Mably, der meinte: „Vous trouverez tout dans l'histoire ancienne, il n'est pas besoin d'étudier les modernes pour y trouver des sottises, des bévues, des impertinences,“ sondern nur die übertriebene und unwahre Auffassung und Einschätzung der Antike, wie sie einigen hervorragenden Geistern aus dem Kreise des Neuhumanismus eigen war, streifen. Wir nennen zuerst Herder, der den Ausspruch tat: „Aus den Werken der Griechen spricht der Dämon der Menschheit rein und verständlich zu uns.“ Er sah in ihnen das Ideal des Menschen schlechthin, die verkörperte Idee der Humanität. Die Kunstwerke der Griechen erhielten bei ihm eine ähnliche Bedeutung, wie früher die Beschäftigung mit der Heiligen Schrift, das Griechentum wurde für ihn geradezu Gegenstand eines religiösen Kultus und zwar des Griechentums im Gegensatz zum Christentum, des Naturalistisch-Diesseitigen im Gegensatz zum Supranaturalistischen und Transzendenten. „Mit heiligem Ernst,“ sagte der Generalsuperintendent von Weimar:[1]) „treten wir zum Olymp hinauf und sehen Götterformen im Menschengebilde. Die Griechen theifizieren die Menschheit. Andere Nationen erniedrigten die Idee Gottes zu Ungeheuern, sie huben das Göttliche im Menschen zum Gott empor.“ Darauf geht er mit andächtiger Begeisterung, wie es auch Winckelmann in der Archäologie getan, die einzelnen Göttergestalten durch.

In ganz gleicher Richtung bewegten sich W. von Humboldts Ideen. Auch er glaubte, daß, um den Menschen kennen zu lernen, die Griechen genügen, da in ihnen die Idee der Menschheit realisiert sei. Keine andere Mythologie vermag mit der griechischen einen Vergleich auszuhalten. „Was man auch von der Schönheit und Erhabenheit des Ramayana, Mahabharat, der Nibelungen sagen mag, so fehlt immer gerade das eine, in dem der ganze Zauber des Griechischen liegt, was man mit keinem Worte ganz aussprechen kann, aber was man tief und unendlich fühlt, was machen würde, daß in jeder ernsthaftesten und heitersten, glücklichsten und wehmütigsten Katastrophe des Lebens, ja im Momente des Todes einige Verse des Homer, und ich möchte sagen, wenn sie aus dem Schiffskatalogus wären, mir mehr das Gefühl des Ueberschwankens der Menschheit in die Gottheit (was doch die Summe alles irdischen Trostes ist) geben würde, als irgend etwas von einem andern Volk.“[2]) Auch für Humboldt wird das Griechentum geradezu zum religiösen Bekenntnis. Der Grundzug dieser griechisch-humanistischen Religion ist die reine Diesseitigkeit. War bisher der Unsterblichkeitsglaube, wenigstens im Bekenntnis und in der Vorstellung noch geblieben, und hatte man an der Ansicht, daß die Vollendung des Lebens im Jenseits liege, festgehalten, so ging jetzt der Neuhumanismus einen Schritt weiter. Er bekämpfte zwar nicht den Glauben an ein jenseitiges Leben, aber er ignorierte ihn, er ging an ihm vorüber als an etwas, das

[1]) Vgl. Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichtes, 3. Auflage, 2. Band. S. 200 ff.

[2]) Paulsen. A. a. O. S. 291.

uns nichts angeht. Gleich wie das klassische Griechentum im Diesseits lebte, so der Neuhumanismus, Er handelte ganz nach dem Worte Fausts: „Das Jenseits will mich wenig kümmern, nur aus dem Diesseits quellen meine Freuden." Im Sinne des Neuhumanismus nannte sich Goethe einen „bezidierten Nichtchristen" und Winckelmann „einen gründlichen geborenen Heiden, den die protestantische Taufe zum Christen einzuweihen nicht vermögend gewesen."

Von den neuhumanistischen Ideen wurde auch das philosophische Denken der Zeit ganz u. gar beeinflußt. Der Zug zum Historischen machte sich, wie in den übrigen Wissenschaften, so besonders in der Philosophie geltend. „An die Stelle des saeculum philosophicum trat das saeculum historicum," sagt Paulsen.[3]) Die Kenntnis des Griechischen und Lateinischen war natürlich unerläßlich. Die Erlernung dieser Sprachen ist nach Fichte gleichsam das Bad der intellektuellen Wiedergeburt, wodurch die Fähigkeit zu denken überhaupt erst erlangt wird. Aehnlich dachte auch Hegel, der als Gymnasialrektor in Nürnberg bei einer Preisverteilung im Jahre 1809 in überschwänglicher Weise sich also äußerte: „Die Vollendung und Herrlichkeit dieser Meisterwerke (der Griechen und Römer) muß das geistige Bad, die profane Taufe sein, welche der Seele den ersten und unverlierbaren Ton und die Tinktur für Geschmack und Wissenschaft gebe. Und zu dieser Einweihung ist nicht eine allgemeine äußerliche Bekanntschaft mit den Alten hinreichend, sondern wir müssen uns ihnen in Kost und Wohnung geben, um ihre Luft, ihre Vorstellungen, ihre Sitten, selbst, wenn man will, ihre Irrtümer und Vorurteile einzusaugen und in dieser Welt einheimisch zu werden — der schönsten, die je gewesen ist. Wenn das erste Paradies das Paradies der Menschennatur war, so ist dies das zweite, das höhere, das Paradies des Menschengeistes, der in seiner schönern Natürlichkeit, Freiheit, Tiefe und Heiterkeit wie die Braut aus ihrer Kammer hervortritt. Indem wir uns in die Elemente der griechischen und römischen Bildung einleben, bereiten wir „unsere bessere Substanz". Dieser geistige Inhalt „erzeugt die an ihm großgezogene Seele zu einem Kern von selbständigem Werte, von absolutem Zwecke." [4])

Den weitesten und tiefgehendsten Einfluß auf die Ausbreitung der neuhumanistischen Anschauungen hat Friedrich August Wolff ausgeübt. Durch ihn erlangte die Philologie die Bedeutung nicht nur einer selbständigen, sondern geradezu dominierenden Wissenschaft. Die Altertumswissenschaft ersetzte die Theologie; galt als die Wissenschaft von dem Höchsten und Wichtigsten, was es für den Menschen gebe. Wie bei Humboldt, war auch bei Wolff die bewegende Idee, daß die Erkenntnis des Menschen wesentlich aus dem Studium der griechischen Welt geschöpft werden müsse. Als das letzte Ziel unserer Einsicht bezeichnet er die Erkenntnis der altertümlichen Menschheit und durch diese und in dieser die Kenntnis des Menschen selbst, welche dadurch erreicht wird, daß man den Blick dauernd auf die Griechen richtet. Diese maßlose Ueberschätzung der Alten verleitet Wolff auch zu den allerschiefsten Urteilen über Theologie und Christentum. „Griechen und Römer," meint er, „waren die einzigen aufgeklärten und gelehrten Völker der alten Welt. Dies erkannten die Juden selbst, sie trugen griechische Kenntnisse in ihre alte Weisheit, z. B. Philo und Josephus, und kultivierten sich so weit, daß das neue Testament entstehen konnte; denn das neue Testament ist griechische Moral, vermischt mit jüdischen Vorstellungen." [5]) Nach der Auffassung Wolffs wäre also das Christentum durch einen Zusatz von Griechentum verbessertes Judentum. Die Aufgabe der Zukunft liegt nach ihm darin, daß das Judentum vom Christentum gereinigt werden müsse, so daß dann das rein Hellenische oder Menschliche übrig bliebe.

Man sieht aus dieser Auffassung des Neuhumanismus, wie die Ueberschätzung des antiken Humanitätsideals zur Unterschätzung, ja Geringschätzung des Christentums, des einzig wahren und in sich vollendeten Bildungsideals führt. So sehr auch der antike Humanismus den Glauben an die überpersönliche Gemeinschafts- und Menschheitsaufgabe genährt, das Ringen nach einem geistigen Lebensinhalte gefördert, die Frage nach dem Sinn und Wert des Daseins vertieft, die Bescheidenheit vor dem von Generation zu Generation Ererbten und Ewigen gelehrt und das menschliche Denken über die engen Grenzen eines platten Utilitarismus in den Bannkreis einer höhern Lebens- und Gemeinschaftsauffassung gerückt hat: „ein absolutes, allgemein gültiges Lebensideal ist er nicht. Mag die antike Humanität, nach den Worten Schneideweins,[6]) auch einige Jahrhunderte lang den Besten die begleitende Melodie zum Texte, den ihnen das Leben selbst las, gegeben und diesen Text beeinflußt und bereichert haben, so vermochte sie doch nie wie das Christentum, die ganze Maße des Volkes zu ergreifen und hinzureißen, sondern ist stets ein partikuläres, durchaus aristokratisches Gebilde, ein Ersatz der Religion in der Epoche zwischen dem zersetzenden volkstümlichen Polytheismus und dem sich verbreitenden Christentum geblieben. Welche Schlacken ihm anhaften, zeigt z. B. der Gottesbe-

[3]) A. a. O. S. 208.

[4]) Paulsen. A. a. O. S. 209 ff.

[5]) A. a. O. S. 218.

[6]) Die antike Humanität. S. 446.

griff. Die Alten kannten keine persönliche gnadenvolle Vorsehung, dafür blinden Zufall oder starres Schicksal. Die Götter sind voll Neid und Schadenfreude, ihnen ist der Mensch wehrlos preisgegeben. „Den Göttern ist der Mensch ein Kegelspiel," sagt Plautus (Captivi). Es fehlte der Antike auch an wahrer Sittlichkeit. Die Götter sind voll Leidenschaften. Während Dianeira bei Sophokles mit der Versuchung kämpft, flüstert ihr der böse Engel zu, sie solle doch der Lust nicht widerstehen, da ja die Götter selber dies nicht tun. Und der leichtfertige Properz sagt mit Verachtung: „Dieser Jupiter, scheint es, hat nichts anderes zu tun, als auf sich und sein Haus Schande zu bringen." So schämte sich denn auch der Mensch des Lasters nicht, und Nägelsbach spricht mit Recht von der Ungeschminktheit und Ehrlichkeit des Lasters im Altertum. Manche Lehren der Philosophen und der Wandel mancher Heiden waren entschieden besser als das Leben ihrer Götter. Da eine innere Heiligung nicht möglich war, ging denn auch fast die gesamte Religiosität der Alten in leeren Aeußerlichkeiten auf. Bei aller äußern Veredelung blieb das Heidentum innerlich roh. Wie engherzig war auch vielfach seine soziale Auffassung! Wie weit es hinter dem universalen, alle Menschen als Brüder umfassenden christlichen Menschheitsideal zurückstand, zeigt ein Blick auf das Verhalten der antiken Staaten und Völker in ihrer Kriegsführung, ihrer Behandlung der Ausländer, ihrer Härte gegen die besiegten Feinde und besonders die Bedeutung des Wortes „Barbar", das in der Ablehnung jeder fremden Kultur als bildungs- und gesittungslos die gehäßigste nationale Intoleranz predigte. Es ist deshalb auch begreiflich, daß die antike Humanitätsidee nie mit elementarer Gewalt die Gemüter erfaßt, aufgewühlt und zur Ruhe gebracht hat. Sie war viel zu sehr eine bloße Vernunftskonstruktion, um ihre Wurzeln in die unbewußten Tiefen der Seele zu senken und die Menschen über die schweren Stürme der mannigfachsten Affekte außer in einzelnen Momenten dauernd zu erheben. Solche Siege über Geist und Herz blieben einzig dem Christentum vorbehalten, das allein keine territorialen Schranken kennt, von den Menschen aller Zeiten und aller Zonen verstanden wird und deshalb auch einzig und allein unter allen Strömungen der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft als gemeinsamer Bestandteil der Kultur, der wirklich universal menschlich ist, in Betracht kommt.

Daß das antike Humanitätsideal der Vollkommenheit entbehrt, ergibt sich aus der Tatsache, daß die Alten kein wahres Vorbild der Tugend aufzuweisen imstande waren. Sie hatten wohl Lehrer der Tugend, aber das lebendige Beispiel, dessen persönlicher Einfluß für den Menschen so notwendig ist, fehlte. Eine der edelsten Erscheinungen der Antike ist gewiß die stoische Ethik, die mit ihrem sittlichen Ernst auch später sich wieder Freunde und Verehrer erworben. „Die Betonung des Pflichtgedankens," sagt Sawicki,[7]) „die Einstellung des ganzen Lebens auf das eine Ziel der sittlichen Gleichberechtigung aller Menschen, das Ideal des Weisen mit seiner innern Freiheit und Geistesgröße, das besonders in der spätern Stoa ausgesprochene Gebot der allgemeinen Nächstenliebe sind Züge, die sie der christlichen Ethik naherücken." Und doch ist dieses Ideal der Stoa nie verwirklicht worden. Die Stoiker mußten selber zugestehen, daß keiner jener Männer, die sie vor allen verehrten, das Ideal des Weisen wirklich verkörpert habe, nicht Sokrates, nicht Antisthenes, nicht Fabricius, nicht Curio, weder Zeno noch Kleanthes noch Chrysippus. Darum konnte Cicero mit Recht im Namen aller sagen: „Wir besitzen vom wahren Recht und von der echten Gerechtigkeit kein greifbares und gutgetroffenes Musterbild. Was wir haben sind bloße Schatten und Umrisse, und wenn wir nur wenigstens diesen folgten!"[8]) Es fehlte also dem Heidentum an einem lebendigen Vorbild der Tugend, zu dem es mit voller Zuversicht hätte emporblicken können, es fehlte eine reine Menschheitsidee, ein reines Menschenbild nach dem die Herausgestaltung, die Ausprägung aller spezifisch edeln Anlagen und Triebe des Menschenwesens möglich gewesen wären. Das hat der Neuhumanismus vollständig verkannt und sich mit einem Menschenbild, das trotz manch edler Züge doch voller Mängel ist, zufrieden gegeben.

Was das Heidentum der Menschheit nicht zu bieten vermochte, hat ihm das Christentum gegeben. Sein Lehrer war ein neuer Mensch, wie ihn die Welt noch nie gesehen, eine Idealgestalt, die den Menschen nicht durch Worte, sondern durch die Tat zur Vollendung führte. Seine innere und äußere Natur standen in voller Harmonie zueinander, kein echt menschlicher Zug fehlte in seinem Leben, er war nicht bloß ein wahrer, sondern ein ganzer Mensch, der Idealmensch schlechthin. „Jesus Christus ist das wesenhafte Abbild des Urbildes aller Bildung, des ewigen Gottes, und zwar, was das Entscheidende ist, das Abbild des göttlichen Urbildes in menschlicher Form, uns in allem gleichgeworden, mit Ausnahme der Sünde, das konkrete, geschichtliche Menschheitsideal, der totus homo, der wesenhafte Mensch, die fleischgewordene Gottesidee." (Worlischeck). Da wir nun nach den Worten des Apostels vorausbestimmt und vorausgesehen sind, seinem Bilde gleichförmig zu werden, so ist das Christentum die eigentliche Hochschule des Menschen, Jesus Christus der Lehrer, in dessen Idealbild wir uns vertiefen, dessen

[7]) Lebensanschauung alter und neuer Denker. 1. Band. S. 149.

[8]) Vgl. Weiß, Apologie, Band 1, S. 751 ff.

Linien wir immer klarer und schärfer in uns ausprägen müssen, bis wir sein würdiges Abbild geworden sind. So ist denn nur im Anschluß an Christus wahre, ganze Bildung möglich, jene Bildung, die in sich schließt „das Entbinden von allen wesensfremden Elementen, das Herausbilden aller wesensmäßigen Anlagen, das Hineinbinden in die wesensnotwendigen Gemeinschaftsformen und das Hinaufbinden zu einem Hochbild des Menschentums." (Worlischeck).

Und daß dieses großartige, einzig wahre, absolute Humanitätsideal kein utopistisches und unausführbares wie etwa das der Stoa ist, das beweisen im Christentum die durchgebildeten Gottesmenschen, die Heiligen. „Sie sind die Typen der harmonischen Entfaltung aller guten Wesensanlagen der Menschennatur, der vollkommenen Persönlichkeitskultur, Menschen, die es versucht und verstanden haben, ihr Lebensganzes als untadeliges Kunstwerk zu gestalten, in zäher unablässiger unnachsichtiger Künstlertätigkeit an ihrer Seele zu arbeiten, zu hämmern, zu meißeln und zu modellieren, um sie von allen Schlacken und Schatten, allen Stilwidrigkeiten und Formfehlern zu reinigen und jenes Adelsbild zu schaffen, das würdig ist, in Gottes Gallerie zu stehen. Und das haben sie nach echter Künstlerart erstrebt und erreicht in ständigem Aufblick, in der beharrlichen Kopierung des vollkommensten Bildungsideals, der schönsten Seele in der schönsten Form, des menschgewordenen Kunstwerkes — — Christus." (Worlischeck).

So kann denn die volle und ganze Bildung des Menschen nicht verwirklicht werden ohne harmonische Verbindung mit dem Christentum. Das antike Humanitätsideal muß im christlichen seine Ergänzung und Vollendung finden. Bei dem heute so notwendig gewordenen Zusammenschluß aller geistigen und idealen Kräfte zur Abwehr der dräuenden Dämonen der Tiefe und zum geistigen Wiederaufbau der Menschheit muß daher vor allem der christliche Gedanke, als der wichtigste und regenerierende Faktor, als der einzig richtige Führer zu wahrer Kultur und echter Zivilisation in Anschlag gebracht und seinen Weisungen Folge geleistet werden. Das gilt besonders auch für die Erziehung und Ausbildung der Elite unserer Jugend. Sie muß auf christlicher Grundlage ruhen. Den besten und zuverlässigsten Bundesgenossen bei Lösung dieser schwierigen Aufgabe aber findet das Christentum in der seinen Bestrebungen vielfach kongenialen antiken Humanität. Beim Studium dieser letztern aber gilt es, der Jugend ein wahrheitsgetreues und nicht ein idealisiertes und darum falsches Bild einzuprägen. Man soll nicht bloß auf die Blüten, sondern auch auf die faulen Früchte hinweisen, nicht bloß das Licht, sondern auch die Schatten zeigen. Der Schüler muß zur Erkenntnis kommen, daß trotz der künstlerischen Schönheit der klassischen Antike, die klassische Kultur nicht eine Kultur der Tiefe war, daß ihr die Seele, die doch das Wesenhafte im Christentum ist, fehlte, daß sie eine „reine Diesseitskultur war ohne Ewigkeitshintergrund." Dadurch erleidet das antike Humanitätsideal in der Wertschätzung des Schülers keinen Eintrag. Es findet sich noch des Wichtigen und Schönen genug darin. Und in letzter Linie ist es nicht Schönheit, sondern Wahrheit, was der junge Geist verlangt und was ihn dauernd befriedigt. Gerade durch die Erkenntnis der Unzulänglichkeit der alten Kultur wird der Gebildete auf die Ueberlegenheit des christlichen Kulturideals aufmerksam und sieht ein, daß trotz der hohen und einzigartigen Bedeutung des Griechen- und Römertums das Christentum der Bildung erst Seele, Substanz und Kern gegeben. Wollen also Gymnasium und Hochschule von einem universellen, wahrhaft wissenschaftlichen Standpunkte aus heute und in Zukunft ihre hehre Mission erfüllen, und ganze Menschen, Männer in der vollsten Bedeutung des Wortes heranbilden, so müssen sie griechisch-römisch-christliche Bildung vermitteln.

Altdeutsches im Heliand

Von Dr. P. Rafael Häne O. S. B., Einsiedeln

Ueber diesen Gegenstand hat Vilmar grundlegend und in vielen Beziehungen abschließend gehandelt. („Deutsche Altertümer im Heliand", Marburg, 1861.) Sein Werk, das heute selten geworden ist, liegt diesen Blättern zu Grunde. Es lag mir jedoch daran, nicht lediglich einen Auszug zu liefern, sondern, um die Brauchbarkeit für den Unterricht zu erhöhen, wurden möglichst viele Stellen des Gedichtes als Belege herangezogen (nach der Herrmannschen Uebersetzung, Reclam) Manche Ergänzungen, meist die formelle Seite betreffend, werden beigebracht, wodurch das rein formale Verhältnis zu der altdeutschen Epik aufgezeigt werden soll. Die Anführungen in der Ursprache gehen auf die Ausgabe von Rückert (Leipzig 1876) zurück; neuere Ausgaben, wie die von Heyne und Sievers standen mir nicht zu Gebote, was übrigens für meinen Zweck nicht viel auf sich hat, da nicht sprachwissenschaftliche Ergebnisse, sondern lediglich einige sachdienliche Ergänzungen zum deutschen Unterricht an der Mittelschule geliefert werden sollen. Aus dem gleichen Grunde erübrigt es sich auch, die weitere für den Aufsatz benützte Fachliteratur namhaft zu machen.

I. Formelles.

Die Person und das Leben Jesu Christi tragen das Gepräge des Uebernationalen und allgemein

Menschlichen an sich. Darum konnte er allen alles werden, den Griechen und den Barbaren, den Kindern Israels und den Söhnen der Steppe so gut wie den blondgelockten Recken in den Wäldern Germaniens. Die Hellenen wurden seine Jünger, wiewohl er keine Philosophenschule gegründet hat, die Brahminen verehrten ihn, obwohl Männer aus der niedern Kaste der Fischer ihn verkündeten. Die Germanen beteten ihn an, wiewohl er statt Rache Verzeihen, statt Krieg Frieden, statt Stolz Demut lehrte. Der harte Nacken dieser Naturkinder beugte sich willig einem gekreuzigten Gott und, was mehr ist, ihr hochgemuter Sinn fand ein inneres Verhältnis zu Christus. Wie war das möglich? Der Heliand gibt uns da Antwort. Da fühlen wir viel besser den Pulsschlag der deutschen Volksseele als durch die äußere Darstellung der Bekehrungsgeschichte; hier gehen wir auf der Fährte des Missionärs und belauschen ihn bei seiner segenbringenden Arbeit, sehen, mit welch großem psychologischem Takte er den Fürsten des Friedens, den Prediger der Demut, den Propheten des Gehorsams dieser kriegerischen, stolzen, freiheitsliebenden Nation nahebringt. Das ist nicht mehr der Zimmermannssohn von Nazareth, der an den üppigen Küsten des galiläischen Meeres, wandelnd unter Palmen und Feigenbäumen, oder im glühenden Wüstensand unter den sengenden Strahlen der südlichen Sonne die verlorenen Söhne aus dem Hause Israels mit süßer Rede und wunderbaren Zeichen für sich gewinnen will, nein, da lebt ein deutscher Christus, der da wandelt auf deutscher Erde und von Burg zu Burg als ein mächtiger und milder Volkskönig zieht inmitten einer Schar auserlesener Männer, kräftiger Degen, die bereit sind, für ihren Lehensherrn Gut und Blut zu lassen — ein deutscher Held, der kämpfend wider seiner Feinde Bosheit fällt, aber gerade durch seinen Heldentod die Seinen rettet. Das ist der Inhalt des Heliand.

Er ist also nicht ein in Vers und Reim gebrachtes Evangelium, noch weniger eine mit Moral durchsetzte Predigt, sondern ein wirkliches Heldenlied. Es sind die Geister der alten scope, die hier zum letzen Mal umgehen. Aber nicht der hürnerne Sigfried ist es oder des Berners trotzige Heldengestalt, dem ihr Sang gilt, sondern „der Könige bester", „des Himmels Friedenskind" ließ sie zum letzten Mal tief in die Saiten greifen und einen Sang von bezwingender Schönheit und Kraft gestalten. Der Verfasser ist zwar ein Geistlicher aus der Zeit Ludwigs des Frommen. Trotzdem wandelt er ganz auf den Pfaden der alten Rhapsoden. Nicht ein mühseliger Schreiber ist er, der sich die Form seines Liedes erst erarbeiten muß. Nein, sie standen ja noch da, unversehrt, jene wundervollen Goldgefäße des alten Heldenliedes, er brauchte sie nur mit neuem Wein zu füllen. So ist denn das ganze Gewand, das ganze Gehaben, der Schritt und der Tonfall dieses Liedes altgermanisch.

Das ganze Gedicht ist als Lied, als lebendiger Gesang aufgefaßt, nicht als Leseepos. Das beweisen uns jene alten Formeln, durch die der Sänger mit den Hörern in lebendige Verbindung tritt, wie z. B. „Auch will ich euch sagen" (3620). Die Evangelisten, denen der Auftrag ward, die Heilsgeschichte aufzuschreiben, sollten die Lehre Christi wohl mit Fingern schreiben und zurechtsetzen, aber auch „singen und sagen". Die Evangelisten waren also in den Augen des Verfassers Sänger, die von Christi Heldentaten „singen und sagen" sollten, und das Evangelium selbst war nach seinem Sinne ein Heldenlied, das fröhlich über die ganze Erde dahinschallte. Ihm war nun die Aufgabe geworden, dieses Lied dem edlen Stamme der Sachsen zu „singen und zu sagen". Ganz wie die Sänger der Heldenepen beruft sich unser Dichter zur Bekräftigung der Wahrheit des Gesagten auf das, was er gehört und erfahren habe, „so gifragen ik": „so bracht ich in Erfahrung", ganz entsprechend jener Formel im Hildebrandslied: „ik gehorta dat seggen." Diese Formel ist ihm so geläufig, daß er sie auch dem Heiland in den Mund legt (3348).

Weniger häufig kommt die typische Einführung der Sprechenden vor, wobei der Redner mit einem lobenden Wort unserer Aufmerksamkeit empfohlen wird, wie z. B. an folgender Stelle (3993): „Aber einer der zwölf, Thomas genannt, ein trefflicher Mann, ein teurer Degen des Herrn" usw.

Eine andere, besonders Otfried und den Angelsachsen eigentümliche Kunstform ist im Heliand nicht zu finden. Sie besteht darin, daß ein Begriff durch die Verneinung seines Gegensatzes wiederholt und verstärkt wird (z. B. viel, nicht wenig; oder wahr, nicht falsch). Vielleicht kann man folgende Stelle dahin zu rechnen: „Es war ihm unleicht (unodo) in der Brust, schwer in der Seele" (3294 f.) Die Paarung sinnverwandter Ausdrücke, die schon bei Homer üppig gedeiht, *(οὐ δέμας οὐ δὲ φυή, Κατὰ φρένα καὶ κατὰ θυμόν)* und auch in der slavischen Epik ihren Platz hat, findet sich im Heliand recht häufig, z. B.: ban endi bodskepi = Gebot; egan endi erbi = Grundbesitz; hugi endi herta = Sinn, kunni endi knosal = Geschlecht. Ferner hat unser Gedicht mit den Alten auch die Vorliebe für stehende Beiwörter gemeinsam. Es sind zu nennen: hoher Berg, tiefes Tal, weite Welt, hoher Himmel, heitere Sonne, schwarze Nacht, grüne Wiese, kaltes Wasser, reiner Wein (skirer Wein: skiri win), scharfes Schwert, rotes Gold, harter Helm, dichte Dornen (thika thornos), hohes Haus, ebene Erde, helles Wasser (hluttar), oder auch, breiter Berg, breites Wasser, kaltes Eisen, scharfe Nägel, harter Hammer, klaffende Wunde. Die Formel: „er hielt sein Wort bereit",

entspricht genau dem homerischen *τὸν δ'ἀπαμειβόμενος προσέφη.*

Unserm Gedichte eigentümlich ist die Vorliebe für Superlative; auf jedem Blatt findet man Ausdrücke wie: der Herren bester, der Heilande mildester, der Könige mächtigster, der Frauen schönste. Es geht dies aus dem Streben des Dichters hervor, allem eine dem majestätischen Schwung der epischen Sprache würdige Bedeutung zu geben. Die Blinden werden da: stockblind (reginblinds), die Frauen wunderschön (wlitiskoni), Maria und Martha: liebliche Mädchen, wonnesame Weiber. Das einfache Wort, das der Heiland an das chananäische Weib spricht: „Man nimmt nicht das Brot den Kindern u. gibt es den Hunden," wird also wiedergegeben: „Nicht recht tut der Mann, kein Edler würde also tun, wollt er seinen Gebornen das Brot versagen, ihnen es nehmen und sie Not leiden lassen, heißgrimmigen Hunger (eigentlich: haßgrimmigen: hetigrimman hungar) und die Hunde damit füttern." Mit der Neigung des Dichters, allem einen Zug ins Große zu geben, hängt es auch zusammen, daß er die Armut Jesu und der Seinen sorglich in Dunkel hüllt, vom Zimermannssohn nie ein Wort sagt und auch die Apostel, die galiläischen Fischer, als edelgeborne Recken bezeichnet.

Eine der germanischen Epik eigentümliche Kunstform sind die sogenannten Kenningar oder Umschreibungen. Besonders in der nordischen Skaldik ist sie so üppig in die Halme geschossen, daß sie nach und nach alle Poesie erstickt hat. Es sind das durch langen Gebrauch feststehende, oft ganz unnatürlich und barock anmutende bildliche Ausdrücke. In der angelsächsischen Poesie kommen sie weit sparsamer vor, im Heliand treten sie noch mehr zurück. Man kann dahin etwa rechnen: Erdbewohner für Menschen, fordweg, ferweg: Wege in die Ferne für Tod; hinfard: Hingang ebenfalls Tod bedeutend; erbiward: Hüter des Besitzes statt Sohn; medomgebo oder baggebo: Ringspender statt König; wapenberand, helmberand: Waffenträger, Helmträger statt Krieger; ord = Spitze statt Speer; thes billes biti = des Beiles Biß statt Verwundung; wapno spil = Waffenspiel, wapno nid = Waffenstreit; gerheti: Speerhaß statt Kampf; wago strom: Wogenstrom statt Meer; middilgard: Mittelraum statt Erde, waragtrev: Verbrecherbaum statt Galgen, Kreuz; bogwini: der Ringfreund statt Gast.

All das ist altes Erbgut der germanischen Epik, kaum ein Ausdruck vom Helianddichter erfunden. Harmskara: Harmbescherung statt Strafe gehört der alten Rechtssprache an. Verwandt mit den Kenningar sind Ausdrücke wie: das Alter endigen, das Leben lösen statt töten, ferner die Zahlumschreibung: zehnmal zehnfältigen Lohn statt des evangelischen hundertfältig. Nicht als eigentliche Kenningar, sondern als Beweis für den Wortreichtum, der dem Dichter zu Gebote stand, sei hingewiesen auf die Fülle von Umschreibungen für das Wort Teufel. Er heißt bald wamskado = einer der unreine Gewalt tut, bald menskado: der verbrecherische Uebeltäter, der Meintäter, dann wieder thiodskado: der Volksverderber, liudskado der Leuteschädiger, oder bloß fiund: Feind; gerfiund: Speerfeind, unhiurifiund: der ungeheure Feind, gramo: der feindselige, grame, und auch balowiso: der ins Verderben führende.

Eigentliche Bilder und Vergleiche, diesen Edelschmuck homerischer Poesie suchen wir in Heliand vergeblich. Diesen Mangel teilt unser Gedicht übrigens mit der ganzen westgermanischen Stabreimdichtung, im Gegensatz zu den Eddaliedern, die reich an Bildern sind.

Hingegen das Stilmittel der sog. Variation, der Wiederholung des gleichen Gedankens oder Begriffes mit andern Worten, pflegt unser Dichter reichlich, oft im Uebermaß: „Er sah einen Engel Gottes, der sprach mit Worten zu ihm, befahl, daß der Fromme nicht furchtsam sei, und sich nicht entsetze." Da ist der gleiche Gedanke variiert. Eine Begriffsvariation zeigt uns folgendes Beispiel: „Versammelt waren da in Jerusalem viele der Judenleute, des Volkes im Weihtum." Der folgende Vers bietet uns ein Beispiel für die beliebte Art der Apposition, wo diese vom Beziehungswort weit getrennt ist: „wo sie den waltenden Gott anflehen sollten mit demütiger Inbrunst, den Herrn um seine Huld". Eine andere häufige Abart ist jene Form, wo zuerst für einen Begriff nur das Pronomen gesetzt wird und dann erst am Schluß des Satzes das entsprechende Hauptwort: „Das wollten da weiser Leute Kinder loben, die Lehre Christs", heißt es schon im Eingang. Beispiele finden sich auf jeder Seite. So: „Dann sprichst du wieder, hast der Stimme Gewalt, bist weiter nicht stumm."

Wenn auch die Variationen nur zu oft wie mit Bleigewicht den Schritt des Epos hinderte, so geben sie doch dem Ganzen das Gefühl ruhiger Behaglichkeit, fröhlichen Verweilens bei den Einzelheiten und werden erst dann lästig empfunden, wenn die Häufung der Worte dem Begriff keine neuen Lichter und Farben leihen. Wie echt episch fühlt sich jene Schilderung, wo Zacharias dem Engel sein Alter beschreibt: „Nun wir bejahrt sind, da nahm uns das Alter alle Tatkraft, ist schwach das Gesicht, säumig der Gang, verfallen das Fleisch, die Schönheit geschwunden, voll Falten die Haut, fahl das Aussehen, völlig verändert sind unsre Gebärden."

Dazu möge als Gegenstück die Schilderung des neugebornen Kindes wiedergegeben werden. „Der

Winter schritt weiter, das Jahr erfüllte sich. Johannes kam an das Licht der Leute. Sein Leib war wonnig, hübsch die Haut, Haare und Nägel (wangun warun im wlitigi). „Dieses wlitigi ist ein kaum übersetzbares Wort, etwa die Anmut und Heiterkeit der Gesichtszüge bezeichnend). Durch diese Schilderung, die bei Neugebornen altgewohnt war und vielen Geschlechtern lieb geworden und geblieben, wurde der heidnische Hörer sofort für das so geschilderte Kind gewonnen, Johannes zu einem lieben deutschen Kind gemacht" (Vilmar).

Den Dialog behandelt der Dichter meisterhaft und zeigt eine ausgesprochene Vorliebe dafür. Als Beispiele mögen folgende zwei Stellen dienen: „Da fragt ein erfahrener, der vieles erforscht von weisen Worten, mit großem Wissen, genau welcher Name werden sollte ihm in der Welt: Seine Art und Weise, sein Gebaren ist anders und besser als unseres. Drum glaube ich fest, daß Gott ihn vom Himmel selber gesandt." Da sagte schleunig die Mutter des Kindes, die den Knaben hatte, an der Brust, den Geborenen: Gottes Gebot ward uns zuteil im verwichenen Winter, daß er Johannes heißen sollte; was ich mit nichten zu ändern wage. Aus eigenem Antrieb, wenn ich entscheiden soll. Da sagte selbstgefällig ihr Vetter: Noch keiner von unsern Erstgebornen hatte diesen Namen. Nehmt einen andern, bei der Sippe beliebten, der wird ihm zum Segen. Wieder begann der wortkundige Mann: „Das möcht ich keinem der Recken raten, daß Gottes Wort er wenden wollte. Auf, fragt den Vater, den erfahrenen Mann, der da sitzt im Saal. Kann er nicht sprechen, so kann er den Namen doch schriftlich nennen, ihn niederschreiben." Und die andere Stelle von Herodes: „An hub er zu fragen, welches Gewerbe von draußen sie triebe, auf die Fahrt in die Fremde: Führt ihr gewundenes Gold zur Gabe dem Gönner, zu dem ihr gegangen kommt, gefahren zu Fuß? Ha, ich weiß nicht von wannen, von welchem fremden Volk ihr kommt. Denn Vornehme, von edler Abkunft scheint ihr. Nie kamen aus der Fremde Boten, seit ich hier Fürst bin des weiten Reiches; berichtet die Wahrheit, vor diesen Leuten, was sucht ihr im Lande?

Antwort gaben die Männer des Ostens weise an Worten: Der Wahrheit getreu wollen wir unser Gewerbe dir melden. Sicher sagen, weshalb wir hierherkamen vom Osten der Erde usw."

Spürt man nicht in diesen so ebenmäßig dahinfließenden Reden etwas von Homers Geist?

Altgermanisch ist aber nicht nur die epische Kunstform, nicht nur das Kleid, womit der Dichter etwa wie mit einem leichten Ueberwurf das orientalische Original verhüllt hätte. Ins Altgermanische, echt Deutsche ist vielmehr, wie schon angedeutet, auch der ganze Inhalt übersetzt. Die Umwelt der evangelischen Geschichte: Schauplatz und Naturauffassung sind deutsch; deutsch sind die Sitten und Gebräuche und deutsch sind vor allem das Verhältnis des Heilandes zu seinen Jüngern und zum Volke und der kriegerische Sinn, der sich so oft, bald versteckt, bald offen kundgibt. Und doch kann man nicht sagen, daß der tiefste innere Gehalt des Evangeliums verfälscht sei. Alle edlen Züge des Heilandbildes sind unversehrt. Christlich ist die Seele, germanisch der Leib und das Gewand unseres Gedichtes.

(Fortsetzung folgt).

Bücherecke

J. Godfrey Raupert, Der Spiritismus im Lichte der vollen Wahrheit. Tyrolia, Innsbruck.

In einer Zeit, in welcher die Welle des spiritistischen Unfugs stets weitere Kreise zieht, ist R's. 82 Seiten starkes Büchlein aufrichtig zu begrüßen. Der Verfasser versucht in dieser seiner ersten deutschen Publikation zwei Fragen zu beantworten: Wie es stehe 1. mit den sicheren Tatsachen und 2. mit ihrer richtigen Erklärung. Natürlich ist beim bescheidenen Umfang des Werkleins ein Eingehen auf Einzelheiten unmöglich. Raupert muß sich damit begnügen, die Resultate zu bieten. Er weicht dabei schon im ersten Teile ab von den meisten deutschen Forschern, indem er in der Anerkennung wirklicher Tatsachen viel weiter geht und viel weniger Betrug wittert. Noch schärfer und von ihm selbst ausdrücklich hervorgehoben wird aber der Gegensatz beim Erklärungsversuch der konstatierten Tatsachen. Während nämlich fast alle deutschen Publikationen sich zum Animismus, d. h. zur natürlichen Erklärung der Vorgänge aus dem Unterbewußtsein usw. bekennen, steht unser Autor scharf auf Seite der spiritistischen Erklärer, nach welchen bei den fraglichen Phänomenen Geister aus dem Jenseits mitspielen. Auch hier darf wieder, noch mehr als vorher, das Bedenken erhoben werden, ob nicht Raupert vielleicht ebenso sehr durch ein Zuviel sündige, wie andere durch ein Zuwenig. Denn einerseits geht es nicht an, alles einfach erledigen zu wollen mit dem bequemen Hinweis auf die noch unerforschten Tiefen in Seele und Leib des Menschen. Ein solches Vorgehen gleicht zu sehr dem Kampf des Rationalismus für die absolute Undurchbrechlichkeit des Naturgeschehens, d. h. dem Kampfe gegen alles Außer- und Uebernatürliche, auch gegen unsere Wunder. An-

dererseits freilich sieht wohl Raupert, wie gesagt, zu viel Geisterspuk. Nach ihm selbst ist ja die Hauptquelle der Antworten das Unterbewußtsein des Mediums oder noch gewöhnlicher der „eigene, dumme Gedankenkasten" (48) der Teilnehmer. Zum Lesen daraus braucht es aber keine Geisterhilfe. Es heißt daher einem absoluten Naturalismus ebenso fern bleiben wie einer Wiederbelebung des Hexenwahnes in moderner Form.

Nichtsdestoweniger ist das Büchlein in diesem noch so unabgeklärten Gebiete sehr wertvoll, weil es Zeugnis gibt von einer etwas andere Wege gehenden Richtung. Ueberdies wird der Wert der Schrift speziell für weitere Kreise noch dadurch bedeutend erhöht, daß der unversöhnliche Gegensatz zwischen der spiritistischen und der christlichen Offenbarung trefflich dargelegt und die Nicht-Identität der erscheinenden Geister mit den Seelen der Toten, als die sie sich ausgeben, überzeugend dargetan wird; daß wir ferner bei all dem einem Gewährsmanne folgen, der selbst in gutem Glauben und als ernster Forscher beim Spiritismus mitgemacht hat, seit seiner Konversion zum Katholizismus nun fortwährend auf diesen Gebieten weiterarbeitet, auf Wunsch Pius XI. und im Auftrage der amerikanischen Bischöfe an den katholischen Universitäten und Seminarien Amerikas Vorträge über Spiritismus hielt und von Cardinal-Staatssekretär Gasparri am 31 Okt. 1918 im Auftrage des hl. Vaters ein Belobigungsschreiben für seinen Eifer und die Wirksamkeit seines Kampfes erhielt. P. K. S.

Die Märtyrer von Uganda. Historisches Missionsdrama in fünf Akten, von Prof. J. Pohl. Salzburg, 1925. 56 Seiten.

Es ist zu begrüßen, daß das erschütternde, blutige Drama der Märtyrer von Uganda im Jahre 1886, das in der Seligsprechung der 22 Negermärtyrer 1920 seinen glorreichen Abschluß gefunden hat, auch dramatisch bearbeitet wurde.

In gewählter Sprache, die freilich aus dem Munde dieser einfachen Naturkinder fremdartig anmutet, und in regem Szenenwechsel ziehen die Ereignisse historisch getreu nach den Aufzeichnungen eines Uganda-Missionärs an uns vorüber: die Ränke und Grausamkeiten der Christenfeinde und die christliche Tugendstärke und der fröhliche Opfermut der jungen Negerchristen bis zu ihrem blutigen Märtyrertode, der sich leider nicht unmittelbar darstellen ließ.

Das jugendliche Alter der Helden und das Fehlen weiblicher Rollen machen das Stück besonders für die Schul- und Vereinsbühne der männlichen Jugend geeignet. Eine geschichtliche Einleitung von P. Paas liefert ansprechenden Stoff für einen Einführungsvortrag bei Missionsfeiern. Das Aufführungsrecht ist von der St. Petrus Claver-Sodalität und ihren Filialen zu erwerben.

Mehr noch als die Lektüre wird die dramatische Vorführung die Herzen von Alt und Jung ergreifen und sie durch das Beispiel dieser Negermärtyrer, wie Papst Benedikt XV. in seiner Ansprache über die Seligen sagte, „Märtyrermut lehren, um gegen die beiden Grundübel der heutigen Zeit, die Menschenfurcht und die zügellose Genußsucht, siegreich anzukämpfen." P. K. L.

Bilder zur Kunstgeschichte. Für die Schule ausgewählt und erläutert durch die Direktoren Dr. Ernsing, Dr. Pigge und Geheimrat Dr Widmann. Mit 155 Abbildungen. Dritte durchgesehene Auflage. Aschendorff-Münster. Gebd. in Ganzleinen Mk. 2.80.

In dem vorliegenden Werk wird dem Schüler ein Hilfsmittel geboten, das diesen Namen vollauf verdient. Es will die Jugend anleiten zum Verständnis und zu selbständiger Beurteilung von Kunstwerken, will zugleich in kurzer, klarer Uebersicht als Wegweiser dienen für die Ermittlung der großen kunst- und weltgeschichtlichen Zusammenhänge. Empfiehlt es sich schon durch die äußere, verfügt, P. Albert Kuhns „Grundriß der Kunstgeschichte" o. ä. zu studieren, der greife nach diesem Leitfaden. Lehrern wie Schülern wird er edlen Genuß bereiten und reiche Früchte bieten.

Die zahlreichen Abbildungen sind trefflich ausgewählt und mit verschwindenden Ausnahmen sehr gut wiedergegeben. Die beigefügten Erklärungen beschränken sich auf das Wesentliche, sind sehr anregend geschrieben und werden imstande sein, dem Schüler ein umfassendes Bild der betreffenden Periode zu geben. Anerkennung verdient vor allem die Behandlung des griechischen und römischen Altertums, die für Schulzwecke geradezu vorbildlich genannt werden darf. Die Auswahl der Bilder erfolgte hier mit besonderer Sorgfalt, so daß man das Werk jedem Schüler unbedenklich in die Hand geben kann, ein großer Vorzug gegenüber ähnlichen Hilfsmitteln. Auch der neueren Kunst suchen die Verfasser in ruhiger Objektivität gerecht zu werden und betonen dabei ohne Aufdringlichkeit den christlich-religiösen Standpunkt. Sowohl für den Geschichts- wie für den Aesthetikunterricht, aber auch für das Selbststudium kann die Sammlung willkommene Dienste leisten. Wer nicht über Zeit oder Mittel vornehm-schlichte Ausstattung, so noch mehr durch die gediegene Darbietung des Stoffes. G. H.

Deutschkundliche Bücherei, Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig 1925. Wolfgang Stammler: Deutsche Theatergeschichte, Mk. —.60. — Hans Schauer: Das deutsche Drama, Mk. —.60. — Gertrud Fauth: Neuere deutsche Lyrik, Mk. —.70.

Die deutschkundliche Bücherei ist eine Sammlung von Hilfsbüchern zur Vertiefung in die deutsche Sprache, Literatur, Kunst und Kultur. Schon manches treffliche Bändchen ist in ihr erschienen, kurze, klare Darstellungen, gediegen und leichtverständlich, für Lehrer und Studierende empfehlenswert. Das gilt auch von den oben genannten drei Bändchen. Die ersten zwei bieten auch dem Leiter unserer theaterspielenden Vereine Anregung und Vertiefung. Das dritte, das mit Klopstock und Herder beginnt, überrascht mit seiner Ueberschrift vielleicht manchen, der noch gewohnt ist, unser Schrifttum mit den Vorläufern der Klassik beginnen zu lassen. B.

12. Jahrgang Nr. 4 1. Juli 1926

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Robert Löhrer, Engelberg

Inhalt: Wo Franziskus in die Schule ging — Die griechische hypothetische Periode — Altdeutsches im Heliand

Wo Franziskus in die Schule ging *)

P. Eduard Fäßler, O. M. Cap., Stans

Wenn einer heutzutage den Werdegang und das Lebensbild eines großen Mannes zeichnet, so forscht er mit Vorliebe dessen ersten Schuljahren nach, um womöglich da schon die ersten Keime der spätern Größe zu finden. Denn unser Zeitalter, das man ja nicht mit Unrecht das paedagogische nennt, kennt die Bedeutung des ersten Unterrichtes und der ersten Offenbarung der geistigen Anlagen.

Das siebente Zentenar des Todes des hl. Franziskus ruft uns sein ganzes Leben vor Augen; denn gerade im Lichte seines großen Sterbens gewinnt die kleinste Begebenheit aus seinem Leben an Bedeutung und Größe.

Wenn nun auch die Schulverhältnisse der damaligen Zeit, wenigstens was die Primarschule betrifft, kaum so gewesen sind, daß sie die Geistesanlagen in besonderer Weise gefördert und die jungen Keime zu rascher und fruchtbarer Entwicklung gebracht hätten, und die Nachrichten über die Schulen in Assisi äußerst spärlich sind, so kann es doch interessieren, unter so vielen franziskanischen Denkmälern, die wir mit Verehrung besuchen und betrachten, auch den Ort wenigstens kennen zu lernen, wo Franziskus in die Schule ging.

Der große, um die ganze Franziskusforschung hochverdiente Mons. Michele Faloci-Pulignani ist sorgfältig den wenigen Spuren nachgegangen und es gelang ihm auch ziemlich bestimmt den Ort festzustellen, an dem Franziskus die ersten Elemente seiner Ausbildung erhielt. Die Schule, die Franziskus besuchte, mußte sich neben der Kirche des hl. Georg befunden haben, dort, wo jetzt der Chor und die Sakramentskapelle der Kirche und des Klosters der hl. Klara sich erhebt.

Der hl. Bonaventura erzählt nämlich in der Schilderung des Begräbnisses des seraphischen Vaters, daß der hl. Leichnam mit aller Ehrfurcht zuerst in Ecclesia S. Georgii beigesetzt worden sei und fügt hinzu, daß der hl. Franziskus, wie er gerade in dieser Kirche den ersten Unterricht genossen, und darin auch das erste Mal gepredigt habe, so auch darin sein erstes Grab finden sollte. In eo siquidem loco puerulus litteras didicit ibique postmodum primitus praedicavit, postremo ibidem locum primum quietis accepit. (S. Bonaventura, Legenda major, cap. XV.) An diesem Ort lernte er als Knäblein die Anfangsgründe der Wissenschaft. Ist es nicht ein überaus liebes Bild, sich den Heiligen als lockiges Bübchen inmitten der Kinderschar zu denken, wie auch er die ersten Buchstaben formt, die ersten Worte schreibt und die ersten Aufgaben aufsagt!

Das gleiche erzählt auch der erste Biograph des Heiligen, Thomas von Celano, der zwar die Kirche des hl. Georg nicht nennt, aber die Schule in noch eleganterer Weise als der seraphische Lehrer andeutet, wenn er in bezug auf die Predigt des Heiligen schreibt: « Et mirum certo, quia ibi coepit primitus praedicare, ubi cum adhuc esset infantulus, didicerat legere, in quo etiam loco sepultus est, honorifice primum — Ubi didicit, ibi et docuit et ubi coepit, ibi feliciter consumavit (Celan. Vita prima. Edit P. Edoardo cap. X. n. 23.)

„Und doch ist es sicher wunderbar, daß er dort zu predigen begann, wo er, als er noch ein kleines Kind war, lesen gelernt hatte und dort auch zuerst begraben wurde . . . Dort, wo er gelernt, dort lehrte er auch und wo er begonnen, dort vollendete er glücklich.“

Nachdem aber feststeht, daß der hl. Franziskus, als er noch ein Kind war, bei der Kirche des hl. Georg, d. h. in einem Bau oder in einer Stiftswohnung, die zur Kirche gehörte, die Schule besuchte, frägt sich weiter, was denn das für eine Kirche gewesen. Nun hat aber der Prior Locatelli

*) Nach Mons. Michele Faloci-Pulignani: „San Francesco“ vol. V. p. 111.

Paolucci, der im Jahre 1864 eine kurze Geschichte des Heiligtums der hl. Klara (cf. die Zeitschrift aus Perugia: L'Apologetico vol. I. p 278 und in Miscellanea Francescana vol. XI. p. 85) auf Grund von Dokumenten, die er in den Archiven der Kathedrale des hl. Rufin eingesehen, bewiesen, daß die Chorherren der Kathedrale im XII. Jahrhundert neben S. Giorgio ein hospitale S. Georgii de Assisi hatten, das auch hospitale Sancti Ruphini hieß. Die Kirche aber stand sicher vor 1153. Denn in diesem Jahre stiftete der Priester Giovanni, der Rektor der Kirche war, eine Erbzinspacht, wie aus einem Dokument hervorgeht, das von dem Abt von Costanzo (Disamina di S Rufino, p. 295) veröffentlicht wurde. Heute existiert die Kirche des XII. Jahrhunderts nicht mehr. Vielleicht wurde sie niedergerissen, als die große Basilika der hl. Klara erbaut wurde. Hinter der rechten Seitenwand des Längsschiffes dieser letzteren nämlich ist noch jetzt ein großer Hof aus dem XIV. Jahrhundert mit drei Feldern und Gewölben, die von großen Rippen gestützt und von mittelmäßigen Fresken des XV. Jahrhunderts übermalt sind. Zwei von den Feldern wurden neuerdings zu einem Chor und zu Zellen für die Nonnen und eines in die Kapelle des allerheiligsten Sakramentes umgewandelt.

Und da war es nun, wo jedenfalls die alte Kirche und zugleich die Stiftswohnung für den Priester und das Hospital stand. Alles aber fiel der Zeit zum Opfer, wurde zerstört und umgebaut, und von dem Gebäude, das den kleinen Francesco mit seinen Kameraden spielen, „italienisch, lateinisch und französisch lernen" sah, sind wahrscheinlich nur noch drei Bogen aus Bruchstein mit den Gewölben vorhanden, unter denen der künftige Seraph von Assisi mit seinen Altersgenossen gespielt haben mag.

Wer aber war der Lehrer des kleinen Francesco? Auch darüber haben wir nur äußerst dürftige Notizen. Jedenfalls der Priester, der an der Kirche des hl. Georg angestellt war und der vielleicht auch das damit verbundene Spital versah. Der Geschichtsschreiber Lodovico Jacobilli überlieferte aus dem XVII. Jahrhundert eine kostbare Notiz, die er einem Assisianischen Codex entnommen haben will. Jacobilli schrieb nämlich im Jahre 1657 ein Leben des heiligen Franziskus und erklärt, dafür eine legenda trium Sociorum ant. ms. in Biblioteca S. Francisci Assisi benützt zu haben. So schreibt er im 2. Band seiner Vite dei Santi e Beati dell' Umbria (Foligno 1657 p. 209). Aber eben dieser Codex konnte unterdessen noch nicht aufgefunden werden. Immerhin ist es interessant zu wissen, daß Jacobilli daraus die Notiz entnahm, der Lehrer, welcher den jungen Franziskus in den Anfangsgründen der Grammatik unterrichtete, sei ein Maestro Alexandro, Priester aus Foligno gewesen. Diese Nachricht findet sich übrigens nicht bei Jacobilli allein. Schon vor ihm kannte sie der Verfasser und Herausgeber der Fioretti di S. Francesco, die in Mailand, das erstemal 1495 und ein zweitesmal 1516 gedruckt wurden. Denn dieser gab, als er sein Buch in neuer und vermehrter Ausgabe unter dem Titel: Vita e Fioretti di sancto Francesco veröffentlichte, dem dritten Kapitel die Ueberschrift: Come sancto Francesco siando (essendo) fanzulo, stava sotto la obedientia del chiamato maestro Alessandro. Und in diesem Kapitel schrieb der Verfasser des Buches: Anchora quando era venuto da la scola con maestro Alessandro da Foligno suo precceptore, faceva qualche altare come fanno li preti.

„Auch als er aus der Schule bei Maestro Alexander aus Foligno, seinem Lehrer kam, pflegte er Altärchen zu bauen, wie sie die Priester haben . . . ."

Wie leicht können wir uns den lieben Heiligen mit dem lebhaften Geist, und dem tieffrommen, poesievollen Gemüt, den künftigen Apostel der Eucharistie und das lebendige Spiegelbild des Kreuzesopfers bei diesem Kinderspiele vorstellen!

Es erübrigt sich, auf die Bedeutung dieser kostbaren Drucke hinzuweisen, die Mons. Faloci-Pulignani übrigens schon in den Miscellanea Francescana (IX. p. 75) beschrieben. Gewiß ist die Behauptung, daß Franziskus in S. Giorgio diesen Maestro Alessandro zum Lehrer gehabt, durch eine Notiz in einem Druck aus dem Jahre 1495 d. h. mehr als zwei Jahrhunderte nach der Tatsache, nicht genügend verbürgt. Aber wenn Jacobilli sie in einem Assisianischen Codex der Bibliothek des Sacro Convento las, der eine Legenda trium Sociorum enthielt (wir wissen natürlich auch nicht, welche Redaktion diese aufwies), so dürfen wir schon schließen, daß die Nachricht auf Wahrheit beruhte.

Die armen Frauen von St. Klara, die so liebevoll das kleine Zimmer, die Totenkammer des einstigen Spitales von S. Giorgio, wo der Leichnam des hl. Franziskus zuerst beigesetzt wurde, hüten, werden sicher auch die spärlichen Ueberreste des einstigen Baues von S. Giorgio bewahren. Liegt doch ein besonderer eigener Zauber und Reiz darin, sich unter diesen Bogen die gestrenge Lehrergestalt des Maestro Alessandro zu denken umdrängt von einer Schar lebhafter, kleiner quecksilbriger Assisinaten, unter denen sicher einer der lebhaftesten und geweckteſten der kleine Sohn der Madonna Pica war, dessen Leben, das eben aufblühte, „meglio in gloria di Ciel si canterebbe, sich besser in der Herrlichkeit des Himmels sich besingen ließe", wie der große Dante sagt.

Die griechische hypothetische Periode

Eduard von Tunk, Immensee

Das gefürchtetste Kapitel der griechischen Syntax bilden immer noch die Bedingungssätze. So erscheint es wohl gerechtfertigt, trotz der hiezu bestehenden Literatur auch in der „Mittelschule" etwas hierüber zu veröffentlichen. Der geringe Raum, der uns Philologen in der „Schweizer-Schule" zur Verfügung steht, erlaubt es nicht, auf andere Darstellungen dieses Themas einzugehen. Mit Absicht beschränke ich mich auf die eigene Darstellung. Diese wiederum mußte berücksichtigen, daß gegenwärtig in den Lehrplänen unserer Gymnasien dem Griechisch-Unterricht leider wenig Zeit zur Verfügung steht. Das ergibt, daß hauptsächlich abgestellt wird auf Uebersetzung aus dem Griechischen ins Deutsche. Hiezu ist es aber erforderlich, den Sinn einer Konstruktion zu erfassen. Will man dieses Ziel erreichen, muß man im Griechischen zurückgehen auf die Bedeutung der Modi. Nur von den Modi aus verstehen wir die einzelnen Sätze. Demnach gilt es, die griechische hypothetische Periode eng anzuschliessen an die Lehre der Modi.

Die Sprache der Hellenen verfügt über sechs Modi. Der Indikativ ist der Modus der Wirklichkeit. Der Konjunktiv ist der Modus der Erwartung, genauer: der Konjunktiv ohne ἄν als voluntativer Konjunktiv ist der Modus, durch den ausgedrückt wird, daß das Erwartete auch gewollt wird, mit ἄν als futurischer Konjunktiv jener Modus, durch den ausgedrückt wird, daß man den Eintritt eines Ereignisses unter Umständen wirklich erwartet. Der Konjunktiv ohne ἄν ist also Ausdruck eines Wollens, der Konjunktiv mit ἄν ist ein aussagender Modus (vgl. auch bei Homer: Konjunktiv mit ἄν in Hauptsätzen = Indikativ des Futurums).*) Auch der Optativ schließt zwei Modi in sich: einen Modus des Wunsches (Optativ ohne ἄν oder eben den wünschenden Optativ, eigentlichen Optativ), bei dem mit einer Vorstellung ein Wunsch verbunden ist, und den Optativ mit ἄν, den Potentialis, bei dem die Vorstellung bloß als Aussage auftritt.**)

*) Wenn einige Male bei Homer, z. B. A 262, Z 459, α 396 usw. auch der Konjunktiv ohne ἄν = Indikativ des Futurums oder = attischem Optativ mit ἄν gebraucht wird, so beweist das nur, daß die homerische Sprache noch in manchem weniger fein distinguiert; später stempelt eben die Hinzufügung des ἄν den Konjunktiv oder Optativ deutlich zu aussagenden Modi, während sie ohne ἄν ein Begehren ausdrücken.

**) Hier könnte die Latein-Syntax vorarbeiten, wenn sie lehrt: der (lateinische) Konjunktiv ist der Modus des bloßen Gedankens, d. h. der Erwartung (griech.: Konjunktiv) und der Vorstellung (griech.: Optativ). Damit wäre auch der Zusammenhang beider Sprachen hergestellt.

Endlich bleibt noch der Imperativ übrig, der Modus des Befehls.

Im Anschluß an die Lehre von der Bedeutung der Modi wird die Verwendung der Modi im Hauptsatz durchgenommen. Von daher kennt also der Schüler bereits die Ausdrücke: Irrealis, Potentialis. Er weiß auch schon, daß Irrealis der Vergangenheit und Potentialis der Vergangenheit sich beinahe decken. Bekannt ist ihm auch die Verwendung des Imperfekts als Ausdruck der unerfüllten Forderung (δίκαιον ἦν = es wäre gerecht, es wäre gerecht gewesen). Auch die Unterscheidung erfüllbarer und unerfüllbarer Wünsche ist ihm geläufig. Weiters wurden bereits behandelt die abhängigen Aussage-, Causal- und Fragesätze, ebenso die Final- und Befürchtungssätze. Hiebei stieß man auf die merkwürdige Erscheinung, daß in den genannten Nebensätzen nach einem historischen Tempus im Hauptsatz der Nebensatz im Optativ (ohne ἄν) stehen kann. Ich suche das folgenderart begreiflich zu machen: Eine Landschaft kann von einem Photographen oder von einem Maler dargestellt werden. Der Photograph bekommt auf seine Platte auch sämtliche Telegraphenstangen und Telephondrähte. Er stellt also die Landschaft unverändert dar. So kann auch nach einem Nebentempus der im Nebensatz auszusprechende Gedanke unverändert, d. h. im Indikativ, bezw. Konjunktiv bleiben. Der Maler dagegen nimmt eine Landschaft nicht auf bloß mechanischem Wege auf, sondern läßt die Eindrücke seine Seele passieren und gibt also, mehr oder weniger gewollt, seine Vorstellungen wieder. So kann auch der Grieche einen Gedanken, der der Vergangenheit angehört, im Modus der Vorstellung, d. h. im Optativ reproduzieren. Dadurch freilich wird die Nebensatzhandlung in stärker betonte innerliche Abhängigkeit vom Subjekt des Hauptsatzes gebracht.

Mit diesen (hier oft nur angedeuteten) Voraussetzungen kann man nun an die Behandlung der hypothetischen Periode schreiten. Man darf dieses Kapitel wohl „philosophisch" fundieren. Also legen wir dem Schüler folgende Ueberlegungen vor: In der hypothetischen Periode drückt der Hauptsatz (Nachsatz) das vom Nebensatz (Vordersatz) Bedingte aus. Der Nebensatz gibt uns die Bedingung an, der Hauptsatz das Bedingte. Die Bedingung ist Voraussetzung für das Bedingte. Sie unterscheidet sich von einem wirklichen Grund dadurch, daß der Redende nicht weiß, ob auch ein anderer diese Bedingung als hinreichenden Grund für das daraus Gefolgerte annimmt. Daß die Bedingung nur eine Annahme ist, deutet uns die „Konjunktion" εἰ an. Die Aus-

sageform des Verbums, also der Modus bringt zum Ausdruck, wie sich die Voraussetzung — u. zw. nach der Ansicht des Redenden, d. h. subjektiv, nicht objektiv — zur Wirklichkeit verhält. Dieses Verhältnis kann ein vierfaches sein, wofür je eine eigene Form des Vordersatzes existiert:

1. Der Redende nimmt das logische Verhältnis zwischen Bedingung und Folge als etwas Wirkliches an; dann setzt er zu εἰ den Indikativ, d. h. den Modus der Wirklichkeit. Wobei freilich über die tatsächliche Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit beider nichts gesagt wird. *)

2. Der Redende stellt die Voraussetzung als eine solche hin, über deren Nichtverwirklichung bereits entschieden ist; dann setzt er zu εἰ den Indikativ eines historischen Tempus. (Diesen Indikativ der hist. Temp. setzt man auch beim unerfüllbaren Wunsch, also sind die Vordersätze — was sub 4 noch bestätigt wird — den Wunschsätzen zumindest sehr nahe verwandt, wenn nicht sogar ursprüngliche Wunschsätze). **)

3. Der Redende stellt die Voraussetzung als eine solche hin, deren Verwirklichung je nach Lage der Umstände zu erwarten ist; dann setzt er zu εἰ den Konjunktiv (Modus der Erwartung) und die Partikel ἄν (je nach Lage der Umstände), gewöhnlich ἐάν mit Konjunktiv.

4. Der Redende stellt die Voraussetzung als eine bloße Annahme oder Vorstellung hin; er setzt also zu εἰ den Modus der Vorstellung, d. h. den bloßen Optativ. (Auch hier eine starke Aehnlichkeit zwischen Vordersatz und Wunschsatz. An dieser Stelle sehen wir die gleiche Form wie beim erfüllbaren Wunsch.) ***)

Gab uns der Vordersatz das Verhältnis der bedingenden Aussage zur Ansicht des Redenden an, so muß nun der Nachsatz das Bedingte ausdrücken. Das Verhältnis des Bedingten zur Bedingung ist ein dreifaches, nämlich:

1. Das Bedingte kann ausgesprochen werden als gewiß, unzweifelbar, notwendig aus der Bedingung Gefolgertes: dann steht der Indikativ, d. i. der Modus der Wirklichkeit.

2. Das Bedingte ist verneint wirklich, also irreal. Der Irrealis der Gegenwart wird ausgedrückt durch das Imperfekt mit ἄν, jener der Vergangenheit durch Aorist-Indikativ mit ἄν.

3. Das Bedingte kann endlich ausgesprochen werden als etwas (unentschieden) Mögliches; dann steht der Potentialis der Gegenwart (Optativ mit ἄν). Freilich steht der potentiale Optativ mit ἄν) im Nachsatz oft einem Indikativ sehr nahe. Trotzdem ist aber die Verschiedenheit vorhanden.

Wir haben nun vor uns sozusagen ein Kartenspiel von sieben Karten. Diese können theoretisch (zu jeder Vordersatzkarte jede der drei Nachsatzkarten) zwölf verschiedene Kombinationen ergeben. Einige sind freilich unmöglich (z. B. ἐάν c. conj. + Irrealis), andere unwahrscheinlich oder höchst selten. In der Lektüre stoßen wir gewiß manchmal auf „Fälle", die im folgenden nicht berücksichtigt sind. Wir werden sie aber stets verstehen, wenn wir die Bedeutung der einzelnen Formen des Vorder- und Nachsatzes verstanden haben. Für die Grammatik-Stunden beschränken wir uns auf die normalsten Kombinationen. Deren sind vier:

1. Dem εἰ-Satz mit dem Indikativ (vgl. Vordersatz No. 1) entspricht ziemlich sicher eine gewisse Folge (Nachsatz No. 1) also der Indikativ.

Diese Kombination nennen wir die reale hypothetische Periode oder den Fall der Wirklichkeit (in beiden Teilen steht der Indikativ, der Modus der Wirklichkeit).

Am Charakter dieser Periode wird natürlich nichts geändert, wenn ich im Hauptsatz nicht die Form der festen Behauptung wähle, sondern die der bescheidenen Behauptung (Potentialis der Gegenwart = Optativ mit ἄν), oder die des Befehles (Imperativ, bezw. gleichwertigen Coniunctivus adhortativus).

2. Eine in ihrer Wirklichkeit bereits angezweifelte oder gar verneinte Bedingung (εἰ mit dem Indikativ eines historischen Tempus) läßt normalerweise für den Nachsatz nur den Irrealis (der Gegenwart oder Vergangenheit) erwarten. Nach ihm heißt diese Kombination auch irreale hypothetische Periode oder Fall der Nichtwirklichkeit.

3. War die Voraussetzung eine bloße Vermutung oder willkürliche Annahme (εἰ mit Optativ), so wird man auch im Nachsatz am besten tun, nur die Form der bescheidenen Behauptung zu setzen, also den Potentialis (Optativ mit ἄν). Darum heißt diese Kombination potentiale hypothetische Periode oder Fall der Möglichkeit.

4. Was ist's aber nun, wenn der Vordersatz die Form „ἐάν mit Konjunktiv" hatte? Er enthält eine mit Rücksicht auf Umstände ausgesprochene Verwirklichung. Somit kann im Nachsatz dasselbe stehen wie im Nachsatz der realen Periode. Die Schulgrammatiken nennen diesen Fall bis heute noch

---

*) Aehnliches muß man natürlich schon beim Indikativ gesagt haben. Am deutlichsten etwa so, daß man darauf hinweist, daß Lügen auch im Indikativ ausgesprochen werden.

**) Wie in allen Wunschsätzen steht darum auch in allen Vordersätzen die Negation: μή

***) Auch im Lateinischen wird man ja wohl bei den Bedingungssätzen die Verbindung mit den Wunschformen herstellen. Erfüllbarer Wunsch: für die Gegenwart coni. praes., für die Vergangenheit: coni. perf. (Daher in der potentialen Periode: coni. praes., bezw. perf.) Unerfüllbarer Wunsch: für die Gegenwart coni. impf., für die Vergangenheit: coni. plpf. (ebenso in der irrealen Periode und in den Nebensätzen mit dummodo, dum, modo.)

immer den „Eventualis"; alle Schulpraktiker machen aber die Erfahrung, daß mit diesem Ausdruck nicht viel anzufangen ist — oder sollte es „eventuale Relativsätze" geben? Bei den Relativsätzen spricht man längst schon von Verallgemeinerung. Darum wollen wir diesen Ausdruck gleich schon bei den Bedingungssätzen einführen. So sei im Folgenden etwas ausführlicher vom Fall der Verallgemeinerung die Rede.

Wir erinnern uns der Tatsache, daß bei Homer der futurische Konjunktiv (Konjunktiv mit ἄν) in Hauptsätzen ebenso, also in der gleichen Bedeutung, verwendet wird wie der Indikativ des Futurums. In der attischen Prosa ist der futurische Konjunktiv in Hauptsätzen verschwunden; der Futur-Indikativ ist Alleinherrscher geworden. Dafür spielte aber der futurische Konjunktiv in Nebensätzen eine große Rolle, wenigstens in Bedingungs-, Temporal- und Relativsätzen, so zwar, daß vielfach dann, wenn im Hauptsatz ein Futurum oder ein Imperativ steht, im Nebensatz statt des Futurums der futurische Konjunktiv sich findet u. zw. der Konjunktiv des Praesens mit ἄν zur Bezeichnung der Gleichzeitigkeit, zur Bezeichnung der Vorzeitigkeit aber der Aorist-Konjunktiv mit ἄν. Dieser Gebrauch ist so häufig, daß man beinahe die „Schulregel" aufstellen kann: Wenn in einer realen hypothetischen Periode im Hauptsatz Futurum oder Imperativ steht, dann setze im Vordersatz den Konjunktiv mit ἄν, also ἐάν mit Konjuktiv statt εἰ mit Indikativ des Futurums.*) Hier liegt natürlich noch keine Verallgemeinerung vor, somit könnten wir von dieser Abart der realen Periode höchstens, wenn wir sie überhaupt eigens benennen wollen, reden als vom futurischen oder praesumptiven Fall (für den Fall, daß . . . .) Tatsächlich wird dieser futurische Fall (Vordersatz: ἐάν mit Konjunktiv, Nachsatz: Indikativ des Futurums) aber vorzugsweise dann gesetzt, wenn nicht nur von einem einmaligen Vorkommnis die Rede ist, sondern von wiederholten Vorkommnissen, sodaß ἐάν = ὅταν wird (deutsch = wann immer, so oft). Aber der angedeutete Vordersatz steht zur Verallgemeinerung nicht nur vor futurischem Nachsatz, sondern auch vor einem Praesens im Nachsatz, dann liegt Verallgemeinerung für die Gegenwart vor. Es kann also der Vordersatz „ἐάν mit Konjunktiv" stehen:

a) als Vordersatz zu einem Futur oder Imperativ im Nachsatz (futurischer Fall),
b) als Vordersatz zu einem Indikativ des Praesens oder Futurums im Nachsatz (Verallgemeinerung für die Gegenwart, bezw. Zukunft).

Nicht aber kann dieser Vordersatz stehen, wenn das Verbum des Hauptsatzes augmentiert ist. Denn jeder Konjunktiv bezieht sich auf die Zukunft, das geht aus seinem Charakter hervor (Modus der Erwartung); das ersehen wir auch rein äußerlich aus dem Mangel des Futur-Konjunktivs, der (wie der Mangel des Futur-Imperativs) seinen Grund darin hat, daß es innert der Zeitstufe Zukunft noch einmal eine Zukunft nicht gibt. Also kann bei der Verallgemeinerung für die Vergangenheit (Nachsatz wegen der wiederholten Handlung meist: Imperfekt) der Vordersatz nicht gebildet werden aus ἐάν und Konjunktiv.**) Dafür steht εἰ mit dem Optativ. Hiebei erscheint uns das Verschwinden der Partikel ἄν auffällig. Da aber die Umstände, von deren Eintritt das erwartete Ereignis, bezw. dessen Verwirklichung abhängt, eingetreten sein müssen — sonst können wir ja das wiederholte Vorkommen in der Vergangenheit gar nicht feststellen —, ist ἄν überflüssig geworden. Aehnlich steht ja auch im Lateinischen nach dem cum iterativum (jedesmal wenn, so oft) der Indikativ, der Modus der Wirklichkeit.

Wir stehen am Ende unserer Darstellung. Der Weg, den der Schüler zurücklegen muß, ist nicht leicht, wenn auch wohl leichter, als es anfangs scheint. Aber, dieser Weg scheint mir nötig, wenn Sinn und Bedeutung der hypothetischen Perioden erfaßt werden sollen, besonders jener — und sie sind in der Lektüre häufig genug —, die nicht in eines der Grundschemen hineinpassen. Auch, scheint mir, können an diese Ableitung der Gedanken am raschesten die sogenannten hypothetischen und Relativsätze angeschlossen werden. Wir nennen sie wohl besser: verallgemeinernde Temporal- und Relativsätze.

---

*) Natürlich verliert der Konjunktiv nicht seinen Moduscharakter, den der Erwartung; deshalb wird ἐάν mit Konjunktiv dort sicher gemieden, wo die Bedingung nicht als erwartet ausgesprochen werden soll. Wir lesen bei Demosthenes (1. Ol. 12): εἰ δὲ προησόμεθα, ὦ ἄνδρες Ἀθ. καὶ τούτους τοὺς ἀνθρώπους (sc. τοὺς Ὀλυνθίους), εἶτ' Ὄλυνθον ἐκεῖνος καταστρέψεται κτλ. Warum sagt der Redner nicht: ἐὰν προώμεθα?

Damit würde er andeuten, daß er die Preisgabe der Olynthier durch die Athener erwartet; dann sind aber seine Reden für Olynth überflüssig, weil zwecklos. Außerdem beleidigte er die Athener durch die Erwartung eines Verrates am Bundesgenossen.

**) Warum kann denn aber doch im Final- und Befürchtungssatz der Konjunktiv auch nach einem Augmenttempus im Hauptsatz stehen bleiben? Weil hier ein Gedanke eines anderen wiedergegeben wird. Ihn zu verändern (Optativ) oder unverändert zu lassen (Konjunktiv), steht dem Referenten frei. In unserem Falle liegen aber die Dinge wesentlich anders.

Altdeutsches im Heliand

Von Dr. P. Rafael Häne O. S. B., Einsiedeln

II. Naturanschauung.

Den alten Deutschen war die Liebe zur Natur ins Gemüt geschrieben; war doch ihr ganzer Götterglaube ursprünglich nichts Anderes als ein erhabenes, hochgesteigertes Naturgefühl und von dieser alten heidnischen Auffassung der Natur, die das ganze Gemütsleben des Germanen ahnungsvoll durchdrang und ihn in den tiefsten Tiefen seiner Seele urkräftig erfüllte, fallen auch noch einige goldene Strahlen hinein in dieses christliche Heldengedicht. Nicht daß wir da breite Naturschilderungen nach Stifterscher Manier zu erwarten hätten. Aber es liegt ein warmer Glanz über allem, was Natur ist. Man spürt die Naturfreude des Dichters; unaufdringlich, verhalten ist sie — aber wahr und tief.

Das Licht vor allem ist ihm der Inbegriff alles Guten, Schönen, Glücklichen. Christ selber ist ihm Gottes Licht. Geboren werden ist ihm: ans Licht der Leute kommen, in dieses Licht kommen; selig sterben ist ihm dieses Licht verlassen und an Gottes Licht kommen. Das glänzende Licht, das teure Tageslicht, das herrliche, schöne Licht bezeichnen ihm den Tag. Und die Blindgebornen wissen nichts Seligeres zu wünschen, als daß sie den klaren Sonnenschein sehen könnten, die wunderschöne Welt. Die Sonne ist ihm die strahlende, die lichte Sonne, die heitere Sonne, die glänzende Sonne. „Da schien die Sonne wieder, das teure Tageslicht". Sowohl die Sonne, als auch die Tageszeiten Morgen und Abend fühlt er noch ganz als persönliche Wesen: „Der Morgen kam wonnig zu dieser Welt, vorwärts schritt das klare Sonnenlicht, gen Westen schritt der herrliche Tag. Die Sonne ging zur Rüste; näher zur Rüste hatte sich geneigt die herrliche Sonne" (sedal = Rüste). Ueberhaupt hat der Dichter große Vorliebe zu glänzenden Himmelserscheinungen. So schildert er mit herrlichen Worten die Verklärung: „Da er nun betete, ward ihm dort oben anders gestaltet Antlitz und Gewand, seine Wangen wurden licht, leuchtend wie die schimmernde Sonne, so erglänzte Gottes Kind; es leuchtete sein Leib, Lichtstrahlen fluteten wonnig von des Waltenden Sohn. Sein Gewand war weiß wie Schnee zu schauen . . . Da erglühte die Stätte in strahlendem Glanze, einem köstlichen Garten, einer grünen Au, dem Paradies glich sie . . ." und nachher: „Da zerteilte sich die Luft, eine Lichtwolke tauchte auf mit gleißendem Glanz und die Helden umhüllte schimmernde Schönheit".

Und von dem bei der Auferstehung herabsteigenden Engel heißt es: „Sein Antlitz ist strahlend und mild glänzend wie das Licht des Wetterleuchtens und sein Gewand winterkaltem Schnee gleich." Wer sieht da nicht bei diesem Wort das Gefilde mit der leuchtenden tiefen Schneedecke des nordischen Winters überzogen. Einen andern Anklang an den nordischen Winter findet sich bei der Aufzählung der guten Werke, wo der Heiland sagt „ich war dürftig, vom Frost befangen".

Die düstere Nacht ist dem heidnischen Germanen der Inbegriff des Bösen und Schaurigen (niflheim). Auch im Heliand heißt es noch ganz ähnlich: „Der Abend nahte, die Nacht mit Nebel", oder „düstre Nacht schwang die Wolken". Wie lieblich aber weiß der Dichter auch die sternenhelle Nacht zu schildern, unter deren golddurchwirkten Fittichen die drei Weisen nach Bethlehem ziehen: „Sie gewahrten unter der Wolken Wölbung am hohen Himmel die Sterne strahlen; erkannten das Gotteszeichen, das dem Christ zuliebe in der Welt gewirkt war. Ihm gingen sie nach, folgten voll Andacht — sie förderte Gott — bis sie erblickten, die wegmüden Männer, den strahlenden Stern hell am Himmel stille stehen. Sein Schimmer schien hell über dem Haus, wo das heilige Kind willig wohnte; ihn hütete die holde, demütige Dienerin."

Eine andere, schaurige Stimmung liegt über der Sonnenfinsternis am Karfreitag: „Die Sonne verfinsterte sich, ihr freudiger Schimmer schien nicht mehr, sondern Schatten umfing sie, dumpf und düster, Dunkelheit bedeckte den trübsten aller Tage, traurige Finsternis lag auf der Welt, solange der waltende Christ Qual am Kreuze litt, der König mächtigster, bis zur None des Tages. Da zerging der Nebel, das Gewölk zerstob, strahlend schien wieder die Sonne am Himmel."

Entgegen unserm Sprachgebrauch, wohl aber dem Altdeutschen gemäß mißt der Dichter die Zeit nach Nächten, nicht nach Tagen: „6 Nächte eher" und „in 2 Nächten wird die Stunde nahen"; von Lazarus heißt es: „vier Nächte u. Tage liegt er im Grab." Ganz ähnlich ist die Jahreszählung nach Wintern: „Als Christus 30 Winter hatte"; und Herodes spricht: „daß ich sein Alter kenne, seiner Winter Zahl".

Die Berge, die im Evangelium vorkommen, werden in grüne deutsche Berge gewandelt. Der Oelberg wird also beschrieben: „Nun aber war ein berühmter Berg bei der Burg, der war breit und hoch, grün und schön, ihn nannten mit Namen Oelberg die Juden." Bei der Verklärung lesen wir: „Den hohen Wall erstiegen sie, Stein und Berg bis zur Stätte nahe den Wolken." Und wo die Juden Christus von einem Berge stürzen wollen, wird es mit den Worten erzählt: „Sie be-

sprachen sich, wie sie den Starken von einer Klippe würfen, über den Abhang"; und nachher: „mit all seinen Leuten stieg er auf den Steinholm, bis dicht an die Stätte, wo sie ihn vom Walle werfen wollten."

Die Berge sind dem Dichter Grenzen gegen andere Völker: „Joseph sucht ein fremdes Volk auf, jenseits der breiten Berge."

Das Heilandswort vom lebendigen Wasser konnte nur ein deutscher Dichter so anschaulich umschreiben, der schon oft dem geheimnisvollen Raunen der Bächlein gelauscht hatte: „Wer nun immer vom Durst bedrängt ist, der komme hierher, täglich zu trinken süßen Brunnen. Ich will euch sagen, wer Glauben an mich hat, dem soll dann fließen aus seinem Leibe lebendige Flut erquickenden Wassers ein wogender Quell, ein lebendiger Born."

Echt deutsch ist es auch, daß der Dichter den Heiland nicht in die Wüste führt, die den Sachsen so fremd war, sondern: „das Gotteskind weilte im Großen Walde" . . . und nachher: „er verließ des Waldes Schirm". Auch die hl. 3 Könige kommen daher „auf Wegen und durch Wälder. Und der Acker des Säemanns im Gleichnis grenzt an den Wald, wie könnte es sonst von jenen Körnern, die unter die Dornen fielen, heißen: „Des Waldes Dach bedeckte das keimende Korn". Das Unkraut, das der Feind streut, ist der allen bekannte Lolch. Das Korn ist dem Sänger die liebliche Frucht des Feldes. Mit Liebe verweilt er dabei. Vom Samenkorn, das in die gute Erde fällt, sagt er: „Es breitet sich in seiner Brust Gottes Wort aus, der liebreiche Glaube, wie in der Erde tut das keimende Korn, wo es Erdreich hat und der Boden ihm wohlgefällt und des Wetters Wechsel Regen und Sonne, wie es not tut."

Auch der Feigenbaum beschreibt er mit liebevoller Umständlichkeit: „Von diesen Dingen könnt ihr an diesem Baum ein Bild erkennen: Wenn sie knospen und blühen und Blätter zeugen, das Laub sich löst, dann sagen die Leute, daß nun der Sommer nahe sei, warm und wonnesam und schönes Wetter." Wieder ganz deutsch dieses Lob der Sommerwärme.

Der Einzug in Jerusalem am Palmsonntag zeigt uns wieder das aufmerksame Verweilen des Dichters bei Blumen und Kräutern: „Sie empfingen ihn festlich, bestreuten vor ihm den Weg mit Gewändern und wohlriechenden Kräutern, blühenden Blumen und den Zweigen der Bäume, mit Palmen des Feldes, das sein Fuß betrat."

Frische Seeluft wie in der Gudrun und in der Odyssee weht auch in diesem Gedicht der seeanwohnenden Sachsen, die auf ihren kühnen Seefahrten die ganze Nordküste Europas befuhren. Was für Freude an Schiffen, Wind und Wogen offenbaren Verse wie: „Sie setzten über den See, sie ließen die schnelle Strömung, die hellen Wogen von den hochgehörnten genagelten Schiffen durchschneiden, die klare Flut". Mit wahrhaft homerischer Kraft schildert der Dichter den Seesturm: „Das andere Volk hieß er weiter wandern, und mit wenigen ging allein in einen Nachen Christ, der Erlöser, zu schlafen, reisemüde. Die Segel hißten wetterkundige Männer und ließen vom Winde sich treiben über den Meerstrom, bis in die Mitte kam der Waltend mit den Jüngern. Da begann des Wetters Kraft, die Wirbel wogten, die Wellen wuchsen, schwarze Wolken schwangen sich darunter, es tobte die See, Wind und Wasser kämpften. Die Schiffer sorgten, da das Meer so zornig ward; der Männer keiner glaubte länger zu leben."

Auch neben Homer gestellt, wird da der Heliand nichts verlieren. Zum Vergleich folge gerade der berühmte Meeresstern in der Odysse: „Poseidon sprach und sammelte Wolken umher und empörte die Wasser alle, den Dreizack schwingend mit Macht, rief Winde mit Winden, Sturm mit Sturm zum Kampf und hüllte zugleich in Gewölke Erde zumal und Wasser, und Nacht sank nieder vom Himmel. Wild her stürmend der Ost und der Süd und der tosende Westwind, auch kalt atmender Nord, der mächtige Wogen herantrieb."

III. Mythologie.

Wenn man bedenkt, daß kaum zwei Menschenalter vergangen waren, seitdem Karl der Große mit blutigem Schwert die Sachsen dem Christentum zugetrieben hatte, so darf es uns nicht wundern, auch im Heliand noch Spuren des alten Heidentums zu entdecken. Spuren sind es nur, verblaßt, tot, oft kaum mehr erkennbar, gleich erbleichenden Sternen, die mit ihrem matten Schimmer den hellen christlichen Tag, der golden durch das ganze Gedicht flutet, nicht mehr stören können. Unser Gedicht steht hierin in Gegensatz zum mittelhochdeutschen Nibelungenlied, wo dem ursprünglich heidnischen Heldensang schnell noch einige christliche Lappen aufgenäht wurden.

Die mythologischen Anklänge im Heliand bestehen zum größten Teil aus Wörtern, deren heidnisch mythologischer Gehalt von den Sachsen damals gar nicht mehr gefühlt wurde. Dem Namen theodgot = Volksgott haftet nicht die geringste heidnische Spur mehr an. Hingegen mag im Gottesnamen sigidrohtin = Siegverleiher wohl noch eine alte Erinnerung an den Stammesgott Sarnot (Irmin, Tyr, Ziu) schlummern. Aber metod = der messende, ordnende ist ein direkt aus dem heidnischen Kultus herübergenommene Gottesname. Mit diesem Namen war wohl ursprünglich der mit seinem Hammerwurf die Grenzen des Landbesitzes bezeichnende Donar gemeint. Später verwischt sich diese Bedeutung mehr und mehr. Er wurde eine

mehr formelhafte Benennung für das höchste Wesen. Ja, zur Zeit der Abfassung des Heliandes wurde der Ausdruck gleichbedeutend mit Schicksalsfügung gesetzt. Auch fühlte man den Plural in den Ausdrücken „metodo giskapu" und „regano giskapu" kaum mehr. Wörtlich heißen diese Ausdrücke: Die Fügung der messenden Götter, oder die Fügung der ratenden Götter. Denn regano ist ein alter Genitiv Plural. Es sind also Ratschläge der Götter. Aber diese polytheistische Anschauung war schon so abgestumpft, daß im Heliand metud-giskapu und regan-giskapu als regelrechtes Kompositium vorkommt und so wird man auch in die getrennten Formen regano und metodo giskapu den gleichen Sinn hineingelegt haben: Göttlicher Ratschluß.

Weit auffallender ist es, daß bei der Beschreibung des Tempeldienstes das Götterwort riki im Plural vorkommt. „Wie den Weihrauch er trug, der Alte in den Tempel und um den Altar ging mit Rauchfässern zu dienen den Göttern". Es ist kaum anders zu denken, als daß hier im rikium thionon eine alte Opferformel vorliegt, die fast als ein Begriff gefühlt, kaum mehr polytheistische Vorstellungen veranlaßte. Hingegen ist es ohne weiteres verständlich, wenn beim gleichen Anlaß Gott mit dem Ausdruck fro bezeichnet wird. Der ursprüngliche Gottesname war längst schon zur Bezeichnung eines weltlichen Herrn herabgesunken.

Als dann Zacharias aus dem Tempel kommt, da wird er von den Leuten umdrängt, die draußen gewartet, als ob er ihnen weissagen sollte. Hier leuchtet deutlich die heidnische Anschauung vom Priester als Wahrsager und Zeichendeuter durch. Er wird schon durch ein deutliches Zeichen zum Tempeldienst gemahnt. Auch sonst ist oft von Zeichen die Rede (torh tekan, berhte giskapu, torhtliko tid), es sind das alte heidnische Kulturwörter: helle Zeichen am Himmel, vor allem der Mondwechsel Neumond und Vollmond; sodann der Sonnenlauf (Sommersonnenwende); dann Sonnenblikke, Regenbogen, Blitze, durch die sich die Götter im heiligen Haine an der Opferstätte offenbaren, und wodurch die Zukunft bestimmt wurde. Dieser einfache Naturdienst wird nun in aller Unbefangenheit auf die Geschichte der Offenbarung übertragen, die glänzenden Erscheinungen der Engel mit ihrer Botschaft von Gottes gnadenreichem Ratschluß sind die berhtin giskapu, die ehedem als Sonnenblicke durch das Dunkel des Hains geleuchtet und die Herzen des wartenden Volkes zu freudigem Mute erhoben hatte. Diese Himmelserscheinungen konnten nur durch die Priester, die Wahrsager, die Weissager gedeutet werden. So wissen denn die Hirten auf den Fluren von Bethlehem nicht, ob das Licht, das ihnen plötzlich erschien, segenbringend oder unheilverkündend sei. Doch da erscheint ein Engel und deutet ihnen das Zeichen und sagt, sie sollen nicht fürchten, daß ihnen Leid vom Licht geschehe.

Das germanische Orakelwesen findet auch seinen Ausdruck in der Frage des Volkes an Johannes den Täufer: „Bist du einer von den weisen Wahrsagern;" und Christus selbst wird „mächtiger Wahrsager" genannt, der durch seine wunderbaren Zeichen das Volk in Schrecken setzt.

Eine heidnische Anschauung, die im Heliand noch stark nachwirkt, ist die alte Idee vom Schicksal. Besonders ist es der Tod, der vom Schicksal verhängt wird; auch der Name der alten Todesgöttin „wurd" ist beibehalten; sie ist noch ganz persönlich gedacht, wie die dazu gehörigen Zeitwörter: farnimid, binimid = rafft hinweg, beweisen. An andern Stellen bezeichnet es nicht gerade den Tod, aber doch ein finsteres Geschick, so den Verrat des Judas und sein unseliges Ende. Auch die andern Bezeichnungen aus der alten Volkmythologie, gilag, aldarlag und urlag, Bestimmung, Schicksal, Los kommen vor. Diese bezeichnen die Wirkung des Fatums, das von vorneherein feststehende Geschick des Menschen und der menschlichen Dinge, wie es aus der unbegreiflichen Willkür der höhern Gewalten fließt.

Auch den Ausdrücken reginblind, das mit stockblind wiedergegeben wird, reginskad, das als schmückendes Beiwort dem Barabbas zugedacht ist und soviel wie Erzräuber heißt, und reginothiof, das gleichermaßen Erzdieb bedeutet, liegt ein mythologischer Sinn zu Grunde. Denn dieses regin ist nichts anderes als jenes regano, von dem oben die Rede war. So hießen also diese Ausdrücke ursprünglich: Durch Fügung der ratenden Götter blind, oder der durch Ratschluß der Götter zum Räuber, Dieb, bestimmte.

Die Auffassung der Hölle zeigt keine mythologischen Beziehungen. Die Hölle wird bezeichnet als Tal des Todes, die Täler der Tiefe, der Höllengrund, wo die Lohe brennt, heiß und düster; man fährt zur Hölle; ja einmal bezeichnet der Dichter als Strafe für die ungläubigen Juden: eine weite Wanderfahrt; und anderswo sagt er von ihnen: „in düstern Tälern, im äußersten Abgrund der Hölle" liegen sie; dann kann man „die Helden heulen hören und ihren Zorn mit den Zähnen zerbeißen; da ist knirschende Wut und gefräßiges Feuer, harter Höllenzwang, heiß und düster, ewige Nacht."

In der Schilderung des Höllenfeuers, das als gradag fiur bezeichnet wird, als gefräßiges Feuer, darf vielleicht dieses Feuer als ein lebendiges Ungeheuer, als eines jener Ungeheuer der Tiefe gedeutet werden, wie sie in der alten Volksage leben. Die Lohe, durch die Jerusalem untergehen soll, wird als gradag logna bezeichnet und der schwarze Qualm, welcher Sodom verzehrte, heißt grim endi gradag: grimm und gefräßig.

12. Jahrgang Nr. 5 5. August 1926

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“.

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Robert Löhrer, Engelberg

Inhalt: Literaturgeschichte im Unterricht — Altdeutsches im Heliand — Bücherecke —

Literaturgeschichte im Unterricht

Von P. Leutfrid Signer O. M. Cap., Freiburg

Lebensborn des Unterrichtes ist die Wissenschaft. Ihr hat die Schule Stoffe und Arbeitsweisen entnommen. Will der Unterricht nicht verknöchern und veralten, wird er immer wieder vom Stand der betreffenden Wissenschaft aus sich Richtlinien und Kräfte reichen lassen. Doch gerade hier liegt die Schwierigkeit. Es ist für einen Lehrer nicht ganz leicht, sich ständig auf der jeweiligen Höhe der Forschung zu halten. Noch schwerer ist es, die neuen Wissenschaftsresultate in die Schule einzubauen. Es gilt, eine wohlbedachte Auswahl zu treffen. Nun sind aber einerseits die wissenschaftlichen Ergebnisse nicht immer so sicher und wichtig, daß sie Anspruch darauf erheben könnten, in der Schule, die nicht Fachwissenschaft bietet, gelehrt zu werden; anderseits verlangt es nicht geringes Geschick, das Notwendige, Brauchbare, Gute für den Unterricht zurechtzulegen. Diesen im Lehrbuch verarbeiteten Stoff nun gar dem Schüler beizubringen, gehört zur eigentlichsten Kunst des Lehrers; dies hier zu zeigen, liegt nicht in meiner Absicht. Aber ich möchte versuchen Wege anzudeuten, auf denen sich die Ergebnisse der neueren Literaturwissenschaft in den Unterricht leiten lassen. Aus einer Uebersicht über die Literaturgeschichtsschreibung seit Anfang des 19. Jahrhunderts werden sich uns einige faßliche Vorschläge für ihre Auswertung in der Schule ergeben.

I. Die Literaturgeschichtsschreibung seit Anfang des 19. Jahrhunderts.

1. In der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts erschienen die ersten wissenschaftlichen Gesamtdarstellungen der deutschen Litg.: 1827 Koberstein, Grundriß zur Geschichte der Nationalliteratur; 1835 Gervinus, Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen. Ueber Wesen und Ziel, über Vorgehen und Darstellungsmöglichkeiten einer wissenschaftlichen Litg. sind sich die Verfasser nicht klar. Der erste betont mehr die formale Seite der Dichtwerke; Gervinus berücksichtigt stärker die politischen und kulturellen Grundlagen; bei beiden vermengen sich Biographie und Kritik, Darstellung von Einzelentwicklung und Zusammenfassung zu Gruppen, Aesthetik und Historik. Ihr bleibender Wert liegt darin, daß sie erstmals die deutsche Dichtung quellenmäßig bearbeiteten und in ihrem ganzen Umfang darstellten.

Auf der Arbeit dieser zwei Forscher fußen mehrere Darstellungen aus der Mitte des Jahrhunderts, welche aber die Methode nicht weiterbilden, sondern nur den Stoff von einem bestimmten Standpunkt aus beleuchten, so Vilmar, 1845, als milder, liberal denkender; Menzel, 1858, als strenggläubiger, gegen die „Klassik“ aufs schärfste erbitterter Protestant.

Grundlegend hätte für die Litg. Eichendorffs „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands“ werden können. Er benutzte die Ergebnisse der protestantischen Forschung und machte selbst umfassende Spezialstudien. Gegenüber den protestantischen und liberalen Auffassungen brachte er kraftvoll den strenggläubigen, katholischen Standpunkt zur Geltung. Vor allem aber führte er die geistvollen Anregungen, die Friedrich von Schlegel für die Weltliteratur gegeben, an der deutschen Literatur durch: er sieht nicht so sehr den einzelnen Dichter oder das einzelne Werk für sich, sondern die Geistesströmung, in der beide stehen. Das religiöse Leben und die verschiedenen Weltanschauungen erscheinen als Nährboden und Grundlage für Gehalt und Form der Dichtung. — Wären die Katholiken nicht allzusehr im Banne der liberalen Richtungen des Jahrhunderts gestanden, so hätten sie dieses gedanklich und sprachlich urwüchsige Werk nicht zu Tode geschwiegen, sondern es zur Grundlage einer selbständigen Literaturforschung gemacht. Es wäre

ihnen dann nicht eingefallen, die „gemäßigteren" protestantischen Darstellungen herüberzunehmen und in die Schule einzuführen oder Literaturgeschichten und Einzeluntersuchungen fast wörtlich auszuschreiben und einfach das „Unkatholische" auszulassen oder das Urteil der andern umzukehren: was jene schwarz nennen, weiß zu machen und umgekehrt.

2. Das folgenreichste literarhistorische Werk der 2. Hälfte des Jahrhunderts ist zweifellos die „Geschichte der deutschen Literatur" von Scherer, 1883, die bis heute immer wieder aufgelegt wurde. — Wilh. Scherer, von Hause aus übrigens Oesterreicher und Katholik, gibt darin dem damaligen Stand der Literaturwissenschaft getreuesten Ausdruck. Der materialistische Zug dieser Periode ist bekannt durch den Aufschwung der Naturwissenschaften, aus den Strömungen in der Literatur und aus der Gesamtgeistigkeit des Jahrhunderts. In der Philosophie, die ja gerade für die Auffassung der Geschichte wichtig und einflußreich ist, äußert sich dieser Materialismus als Positivismus. — Der Positivismus sucht unter völliger Verkennung der verschiedenen Anlage der beiden Wissenschaften, die geisteswissenschaftliche Erkenntnis zur Sicherheit der naturwissenschaftlichen zu erheben; er entlehnt daher von der Naturwissenschaft das methodische Vorgehen auf allen Gebieten. Positiv, d. h. auf Grund von Erfahrung und Experiment, soll auch das Kunstwerk untersucht werden, auf Ursache und Wirkung, Gründe und Folgen hin. Es war vor allem Taine, welcher diese Methode auf historische Gegenstände übertrug und in der Literatur-, Philosophie- und Kulturgeschichte durchzuführen suchte.

Auf diesen Prinzipien baut Scherer auf. Er sucht möglichst genau zu beschreiben, wie das dichterische Werk zustande kam. Auf Grund der Formel „Ererbtes, Erlerntes, Erlebtes" will er „eine Skala sämtlicher Dichtertypen" zusammenbringen. Dabei kommt allerdings das Wichtigste, das „Erlebte" zu kurz, denn wegen seines Positivismus, dieser „Geistesbewegung der grundsätzlichen Nüchternheit" vermag er das, was dem beobachtenden Verstand sich entzieht, das Letzte, Irrationale des Dichters und Dichtwerkes nicht zu fassen; er durchdringt daher den Stoff nicht völlig und bleibt, auch rein historisch gesehen, an der Oberfläche der wirklichen Geschehnisse.

In der Gesamtentwicklung des Schrifttums suchte Scherer weniger das Einmalig-Individuelle einer Epoche zu erfassen, als vielmehr Gesetze der geistigen Entwicklung festzustellen, welche eine Analogie zu den Naturgesetzen bilden sollten. So kam er dazu, sog. „Blütezeiten" der deutschen Literatur anzunehmen, die im Abschnitt von etwa 600 Jahren sich in der Geschichte wiederholen (um 600, 1200, 1800). Was zwischen diesen „Gipfeln" liegt, ist selbstverständlich Niedergang oder Aufstieg; den letzten Höhepunkt bildet die „klassische" Dichtung Goethes und Schillers. Von hier aus wird die ganze Literatur bewertet ohne Sinn für die jeder Zeit eigentümliche Kunst. Bezeichnenderweise schließt die Darstellung Scherers mit Goethes Tod 1832; was nachher folgte, war als Niedergang der Beachtung nicht wert.

Trotz dieser offenbaren Mängel darf Scherers Verdienst nicht gering angeschlagen werden. Sein Werk zeichnet sich aus durch Ideenfülle und glänzende Darstellung. War es auch in manchen Einzelheiten bald überholt, so bot es doch zur Einzelforschung reiche Anregung. Sein Ansehen hat die Litg. als vollbürtige Wissenschaft auf den deutschen Universitäten eingeführt und ihren Vertretern das Bewußtsein vom Wert ihrer Arbeit und ihrer Wissenschaftlichkeit gegeben. Man darf Scherer mit Recht die „Organisation des historisch-philologischen Wissenschaftsbetriebes der deutschen Literaturforschung" zuschreiben. Seine Auffassungsweise liegt endlich, bewußt oder unbewußt, allen Lehrbüchern der Literaturgeschichte zugrunde.

Eine ganze Schule baute auf Scherers Werk weiter und wir verdanken ihr wertvolles Material zum Aufbau unserer Wissenschaft. Man erinnere sich nur an die entsagungsvolle Kleinarbeit philologisch getreuer Ausgaben (große Weimarer Ausgabe von Goethe), an die peinlich genaue Biographik (Schmidt, Lessing; Muncker, Klopstock), an die vielen Einzeluntersuchungen (besonders über Entstehung der Werke, Vorbilder, Einflüsse).

3. Neben der Schererschule arbeiteten allerdings auch andere Forscher, mit andern Methoden. Eines der bedeutendsten Werke ist Haym R., „Die romantische Schule" 1870. Er faßt seinen Stoff schon in mehr geistesgeschichtlichem Sinne auf: die Romantik ist ihm nicht eine rein literarische Strömung, er zieht vielmehr zu ihrer Erklärung Religion, Philosophie, Malerei und Musik ebensosehr in Betracht.

3. Auf das gleiche Ziel hin, aber von anderer Seite her und mit größerem Erfolge strebte Wilhelm Dilthey. Freilich, als in den 60/70er Jahren seine ersten literarhistorischen Arbeiten erschienen, vermochten sie zunächst nicht zu wirken. Erst mit dem Abfließen der positivistischen Strömung und dem Erwachen der Metaphysik und ihrem Drängen nach Gestaltung der Stoffmassen, um die Jahrhundertwende, begann seine eigentliche Wirkungssphäre: 1905 erschien sein Buch „Das Erlebnis und die Dichtung. Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin".

Dilthey war von Haus aus Philosoph. Durch sein Werk „Einleitung in die Geisteswissenschaften" 1883, wirkte er aber auf das gesamte Geistesgebiet. Sein Ziel ist die Erkenntnis der innern, seelischen Struktur des Individuums, Erkenntnis des geistigen

Menschen. Nicht nur die wirkenden und bedingenden physischen Kräfte will er aufdecken, sondern den Geist. Dazu sind aber Beobachtung und Experiment im Sinne der Naturwissenschaft und der Schererschule nicht die geeigneten Mittel. Die Geisteswissenschaft hat eigengesetzliche Erkenntnismittel, „Es ist eine eigene Art der Erfahrung, die hier stattfindet; das Objekt baut sich selber erst vor dem Auge der fortschreitenden Wissenschaft nach und nach auf; Individuen und Taten sind die Elemente dieser Erfahrung, Versenkung aller Gemütskräfte in den Gegenstand ist ihre Natur". Selbstverständlich setzt Dilthey die vollständige Beherrschung des Materials und den exakten Forschergeist der Schererschule voraus. Aber wenn schon Vorbilder, Einflüsse der Vererbung, der Bildung, des Milieus zusammengestellt sind, ist ihm das Individuum noch nicht erklärt, sondern darüber hinaus will er die Grundform des individuellen Erlebens fassen und aus ihr heraus die Auswirkungen in den Werken zu verstehen suchen.

Der Einfluß Diltheys bedeutet ein starkes Eindämmen der Grundsätze Scherers. Besonders die biographische Sammelwut, welche bei einzelnen Schülern des letztern ins Kleinliche und Lächerliche ausgeartet war, wurde zurückgedrängt. Bedeutsamer als solche lückenlose Materialsammlungen ist nach Dilthey die Erlebnisform des Individuums: das Ausschlaggebende liegt nicht bloß in dem, w a s der Mensch erlebt, sondern darin, w i e er es erlebt. Durch eindringende und feinsinnige Analyse großer Dichter hat Dilthey sein Vorgehen praktisch gezeigt. Er darf als „der eigentliche Anreger des Umschwunges in der heutigen Literaturwissenschaft" gelten.

Seine Wirkung tritt zutage in den Werken von R. Huch und O. Walzel (1899—1902; 1908) über die Romantik, bei Schneider: Die Freimaurerei und ihr Einfluß auf die geistige Kultur in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts (1909), bei R. Unger: Hamann und die Aufklärung (1911). Seine philosophischen Bestrebungen wurden fortgeführt durch den Berliner Philosophen E. Spranger („Lebensformen" 1914).

4. Unter dem Einfluß von Diltheys Lebensarbeit, durch das Zurücktreten der Schererschule und mit der Neuorientierung auf das Geistige, Metaphysische hin, gewann die Litg. frischen Aufschwung. Die meistgenannten Führer sind Gundolf und Nadler.

Was G u n d o l f (Fritz Gundelfinger, geboren 1880) will, zeigen einige Sätze in der Vorrede seines ersten Werkes: Shakespeare und der deutsche Geist 1918. „Alle einzelnen Zeugnisse und Inhalte, auch die Personen, sind die Träger und Ergebnisse von Lebensbewegungen, alle Stoff-, Ideen- und Menschengeschichte ist Niederschlag der Kräftegeschichte, nicht mehr Endzweck, sondern Mittel für den Forscher. Das heißt nicht, daß die Personen in der Geschichte nebensächlich sind, vielmehr, daß sie alles sind: nämlich, daß nur im individuellen Symbol das Allgemeine überhaupt sich offenbart . . . Unsere nach Absicht und Methode neue Aufgabe ist: eine Geschichte lebendiger Wirkungen und Gegenwirkungen statt einer Chronik literarischer Fakten oder einer Psychologie von Autoren . . . Auf das symbolisch Entscheidende kommt es überall an, auf die Ergreifung alles Wesentlichen". Mit andern Worten: Die Litg. soll nicht bloß das Ererbte und Erlebte darstellen, wie die Schererschule will, oder das Erlebte und die Erlebnisweise, wie Dilthey lehrt, sondern sie soll das „Ewige, Absolute, Göttliche", das sich in jedem großen Geiste spiegelt — Gundolf ist Pantheist — erfassen und darstellen. Gundolf bricht daher gründlich mit der Schererschule und ihrem äußerlichen „Einflußbegriff". Er will nicht die Tatsachen registrieren, sondern sie „deuten" auf die hinter ihnen liegenden Kräfte, die im Individuum sich offenbaren und dieses zum Symbol der Zeit und ihrer Strebungen machen. Durch tiefsinnige Deutung der Tatsachen und unendlich verfeinerte Analyse des Sprachstils führt dieses Werk mit vorbildlicher geistesgeschichtlicher Methode weit über das Frühere hinaus.

In Gundolfs folgenden Werken (George, Kleist, Goethe) treten die Grundgedanken seiner Methode immer klarer hervor und erleben — wohl unter dem Einfluß Georges, zu dessen Kreis Gundolf gehört — eine gewisse Uebersteigerung, die seinen Arbeiten den streng historischen Charakter nimmt. Die Vorrede zu seinem „Goethe" ist dafür bezeichnend: „Das nachfolgende Buch ist betitelt ‚Goethe' ohne weitern Zusatz. — Es ist daraus schon zu entnehmen, worauf es wesentlich ankommt: auf die Darstellung von Goethes gesamter Gestalt." Diese „Gestalt" faßt Gundolf in ihren Werken, die er nicht als Gewordenes, sondern als Seiendes betrachtet, in denen die Gestalt selbst liegt. „Für den Betrachter der Gestalt sind Leben und Werk nur die verschiedenen Attribute einer und derselben Substanz . . Für diese Betrachtungsart gibt es nicht ein Vorher und ein Nachher zwischen Erlebnis und Werk. Sie fragt nicht doppelt: Was hat der so und so beschaffene Mensch erstens erlebt und zweitens daraus gemacht?" Das Werk ist hinsichtlich des Dichters der „Ausdruck, die Gestalt, die Form seines Lebens selbst, d. h. also nicht etwas, das seinem Leben folgt, sondern etwas, das in und mit und über ihm ist, ja was dies Leben selbst ist . . . Der Künstler existiert nur insofern er sich im Kunstwerk ausdrückt". Aus dem Dichtwerk heraus soll also nicht der Mensch, der Dichter, sondern die „Gestalt Goethe" destilliert werden, ohne alles das, was an ihr geschichtlich und zeitgebunden ist. Und zwar soll nicht

das ganze Absolute herausgehoben werden, das im geschichtlichen Goethe liegt, sondern dasjenige, das Gundolf entspricht, das er darin findet.

Es ist klar, wie stark diese Auffassung im Pantheismus gründet und wie notwendig sie zum Subjektivismus führt. Trotzdem ist nicht zu leugnen, daß die Arbeiten Gundolfs und seiner Schüler (z. B. F. Strich) Bedeutendes geleistet haben für das tiefere und feinere Verständnis einzelner Dichtergestalten, ihrer Entwicklung und Zusammenhänge ihres Sprachstils.

5. Durch Dilthey und Gundolf war für die Einzelanalyse der Bann des Schererschen Positivismus gebrochen; in der Synthese wurde sein Einfluß überwunden durch Nadler (geb. 1884, Oesterreicher). Sein Werk ist die: „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften" (zuerst 1912; jetzt 1.—3. Band in 2. Aufl., der 4., Schlußband, nächstens erscheinend).

Nadler will die Gesamtentwicklung des deutschen Schrifttums zeigen. Was Scherer Gutes bot, nimmt er auf, führt aber weit darüber hinaus. Nicht sorglich ausgewählte, vom „klassischen" Blickpunkt aus gewählte „Dichtung", sondern „alle literarischen Denkmäler der Form und dem Inhalt nach, die deutsche Sprachform haben und von Deutschen stammen" bilden seinen Stoff. Nicht positivistische Einzelforschung und starre Geschichtskonstruktionen bilden seine Methode, sondern Geist und Sinn erfassende Einzelanalyse und möglichst organische, auf Stamm und Landschaft gegründete Synthese. Nicht eine ungeordnete Fülle von Ereignissen bald historischer, bald ästhetischer, bald ethischer Art erstrebt er als Ziel: er will im Werden des deutschen Schrifttums die wundervolle Auswirkung und Formung des deutschen Wesens erfassen.

Wenn Nadler seiner Darstellung den Titel gibt: Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften, bezeichnet er damit sowohl den Einteilungsgrund als ein Erkenntnismittel. Er denkt so: Bei der Geschichtsschreibung handelt es sich um Darstellung geschichtlicher Tatsachen. Diese Tatsachen sind in Raum und Zeit geschehen. Darum muß eine historische Darstellung notwendigerweise auf Raum und Zeit Rücksicht nehmen. „Der Raum erscheint mir geschichtlich als menschengefüllte Erde, und die Zeit erscheint mir geschichtlich als mit Menschenfolgen und Erkenntnisfolgen angefüllt". Als Ganzes kann ich dies jedoch nicht übersehen; ich muß also das Raumganze und die Zeitreihe teilen. Teile ich den Raum, so ergeben sich mir als seine natürlichen Einheiten die Landschaften im geographischen Sinne und die natürliche Teileinheit der die Erde füllenden Menschen sind die Bewohner dieser Landschaft, Stämme im ethnographischen Sinne. Die Zeit muß ich so teilen, wie es sich natürlich aus Menschen- und Ereignisfolgen ergibt: natürliche Teileinheiten der Menschenfolge sind die Generationen; die natürlichen Teileinheiten der Ereignisfolgen sind die „Bewegungen" im entwicklungsgeschichtlichen Sinne (z. B. Humanismus, Barock, Realismus).

So erhält Nadler als organische Haupteinteilung seiner Litg. die Kulturepochen, und jede der Kulturepochen stellt er wieder dar in ihrer Entwicklung bei den einzelnen Stämmen und Landschaften. So faßt er beispielsweise die Zeit von 1550—1740 als Periode des Barock und zeigt, wie diese „Geistesbewegung" literarischen Ausdruck fand bei den Baiern (an den Höfen von Wien und München und in den bairischen Landschaften), in Franken und Thüringen (in Heidelberg, bei den Rheinfranken, an den Höfen zu Kassel und Köthen, in Nürnberg), bei den Alamannen (im Elsaß, in Schwaben, in der Eidgenossenschaft), bei den Mitteldeutschen (Schlesien, Lausitz, Meißen, Ostpreußen), bei den Niederdeutschen (Hamburg, Ostfalen und Engern, Brandenburg, Halle). In dieser Weise ergibt sich ein treues Bild des geschichtlichen Ablaufs; die rein mechanische Einteilung in Altertum, Mittelalter, Neuzeit und die Geschichtskonstruktionen in Zeiten der Blüte und des Verfalls sind damit abgetan. — Jede Periode wird in ihrer Eigenart, aus sich heraus erfaßt und dargestellt, nicht von andern her gesehen und bewertet. Dadurch kommen viele wertvolle Gesichtspunkte zur Geltung und zu ihrem Rechte: z. B. braucht die Literatur der katholischen Landschaften nicht mehr am protestantischen „klassischen" Ideal gemessen und verurteilt zu werden, sondern sie wird in ihrer Eigenart, als Ausdruck katholischen Lebens, zu verstehen gesucht.

Stamm und Landschaft sind aber nicht nur Einteilungsgrund für die Ueberfülle des Stoffes, sie sind auch Erkenntnismittel, welche uns den wirklichen Gang des Literaturgeschehens tiefer erkennen lassen. Zunächst der Stamm! Es ist eine Binsenwahrheit: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm." Ebenso bekannt ist es, daß die Enkel oft auffallend den Großeltern ähnlich sind, an körperlichen Eigenschaften und geistigen Anlagen. Daß sich oft Fähigkeit zur Musik, zum Zeichnen, für Mathematik usw. in einer Familie vererben, wird gern als auffallende Tatsache registriert. Daß ganze Kantone, Stämme bestimmte Schwächen oder Vorzüge enthalten, beweisen Spottnamen und Scherze. Bei solchen Tatsachen setzt Nadler an: Er sucht zu bestimmen, welche besondere Anlagen die einzelnen Stämme für Literatur zeigen, wie sich diese Anlagen in den verschiedenen Perioden, unter wechselnden äußern Schicksalen, in den verschiedenen Familien und Individuen auswirken. Das einzelne Dichtwerk und der einzelne Dichter werden also immer geschaut im Lichte der Stammeseigenart: wie

diese sich wiederspiegelt, wie sie weitergebildet wird. Ungeahntes Licht fällt so auf viele rätselhafte Erscheinungen in der Litg., ganz neue Seiten und Zusammenhänge werden sichtbar. — Ebenso fruchtbar als Erkenntnismittel ist die Landschaft. Daß der Bergler anders denkt und fühlt, anders redet und handelt als der vom Unterland, erscheint als selbstverständlich. Auch diese Tatsache sucht Nadler auszubauen und die Landschaft in ihrem Einflusse auf den Menschen zu erfassen. Sie ist nach ihm das „geistig-physische Klima"; er betrachtet sie „als Nährboden, als Materielles, als Trägerin eines ganz bestimmten Menschenschlages, von der aus beidem, aus Blut und Erde das Feinste, das Geistigste, wie in goldenen Dämpfen aufsteigt".

Ein Einwand philosophischer Natur möchte sich da vielleicht erheben: Das riecht bedenklich nach Determinismus. Die Antwort lautet im Sinne Nadlers: Der Einfluß von Stamm und Landschaft trübt den freien Willen nicht im geringsten; beide bieten ihm nur Stoff, die Materialien, unter denen er wählen, über die er verfügen kann. Der Einzelne ist frei, seine Anlagen z. B. zur Lyrik auszubauen oder verkümmern zu lassen, dieses oder jenes Objekt anzudichten; aber wenn er sich einmal an die Arbeit macht, werden die Werke, je nach seiner Anlage und Bildung, mehr gefühls- oder mehr verstandesmäßig, mehr musikalisch oder mehr rhetorisch ausfallen. Das aber verschlägt nichts mehr für die Willensfreiheit: diese umfaßt nach der Scholastik nur die libertas exercitii (zu handeln oder nicht zu handeln) und specificationis (die Handlung auf dieses oder jenes Objekt zu richten). Atqui: beides ist gewahrt, wenn nur Stamm und Landschaft im Sinne Nadlers aufgefaßt werden. Ergo —

Stamm und Landschaft bilden also für Nadlers Literaturbetrachtung Erkenntnis- und Darstellungsmittel. Er entwirft damit ein Bild des Werdeganges unserer Literatur, das umfassender und allseitiger ist als alle bisherigen Darstellungen, das ferner der objektiven Wirklichkeit viel ungekünstelter entgegentritt und ihr viel näher kommt. Er bildet einen Höhepunkt in der bisherigen Entwicklung, nicht absoluten Abschluß; auch über ihn hinaus ist ein Fortschritt möglich und notwendig. Vorher aber ist es unerläßlich, seine Ergebnisse und seine Auffassungsweise sich voll anzueignen — nicht bloß einige Schlagwörter! —, sie anzuwenden auf Gebiete, die er noch nicht bebauen konnte, sie auszubilden und zu vervollständigen. Die katholische Literaturforschung hat hier ein reiches Feld, das sie nicht brachliegen lassen darf, wie einst die fruchtbaren Anregungen von Friedr. Schlegel und Eichendorff.

Wenn es also gilt, die wertvollen Ergebnisse der neueren Literaturgeschichtsforschung für die Schule bereitzustellen, wird Nadler besonders zu berücksichtigen sein, ohne daß wir deshalb die Verdienste anderer verkürzen.

(Fortsetzung folgt).

Altdeutsches im Heliand

Von Dr. P. Rafael Häne O. S. B., Einsiedeln (Forts.)

Je weniger uns die Hölle an altgermanische Mythen erinnert, umso deutlicher erkennen wir im Teufel, der den Heiland versucht, den alten nordischen Unhold grendel wieder, der in weiten Mooren sein Unwesen treibt. Menskado heißt der Teufel, wie Grendel auch. Er kommt zu Christus, als dieser seit 40 Tagen in einem „sinweldi", einem tiefen, weit ausgedehnten Wald gefastet hat. Auch der Anhang des Teufels, die dernea wihti, die bösen dunklen Wichte finden ihre Entsprechung in den Gesellen Grendels.

Die Engel, die bei der Auferstehung erscheinen, tragen Züge aus der heidnischen Mythologie. Es heißt von ihnen: „Da kamen mit Sausen des allwaltenden Engel aus heiterer Höhe im Federkleid gefahren, das Feld erbebte, die Erde erdröhnte." Es ist der rauschende Flug einer auf den Wolken daherfahrenden wolkandrut, der auf die Engel übertragen ist. Und wenn es bei den Engeln, die Christi Geburt ankündigen heißt, „sie kehrten durch die Wolken zurück": wundun thurh thiu wolkan, so ist das wohl eine Redensart, die der Schilderung des Wolkenflugs der Walküren eigen ist.

Selbst die Riesensage wirft noch einige Strahlen in die evangelische Geschichte des Heliand. Die Stadt auf dem Berge wird also beschrieben: thiu burg, thiu an berge stad hoh holmklibu, wrislik giwerk: ein Werk der Riesen. Das ist eine Götterburg, von Hünen erbaut auf der ragenden Holmklippe, weit hinaus in das Meer sichtbar, wie wir von Brünhildens Schloß hören.

Die Erde bezeichnet der Dichter oft mit dem mythologischen middilgard: got. midjungards, der aus den Wogen aufsteigende Mittelgarten: die von den Menschen bewohnte Erde. Der mythologische Ursprung dieses Wortes war aber längst verblaßt.

Der Aufenthalt der Seligen, das Himmelreich, wird durchgängig auf schöne, aber ganz heidnische Weise als Himmelsau, als die grüne Gottesau (wang) bezeichnet. In der nord. und angelsächsischen Poesie ist der Himmel nichts anderes als der grüne Garten, die grüne Au, die grüne Heimat. Wie auch das aus dem Persischen stammende Wort Paradies soviel wie Park, Lustgarten bedeutet. Auch heute

noch beliebt man oft den Himmel als Paradieses Au, als himmlische Gefilde zu bezeichnen. Unsern Ahnen war das mehr als Phrase. Für ihr tiefes inniges Naturgefühl waren die stillen, friedlichen grünen Waldwiesen voll blühender Kräuter im Gegensatz zur tiefen, finstern Waldwüste, mit den Steinholmen, im Gegensatz zu den grausen Wogen der grimmen See mehr als Bild und Phrase.

Für den Weltuntergang führt der Dichter zwei Mal den altheidnischen Namen Mutspelli: Weltbrand an. Sonst heißt der jüngste Tag im Gedicht der herrliche Tag, die herrliche Stunde, die Wende der Welt.

Die wahrhaft großartige Schilderung des jüngsten Tages, die sich inhaltlich ganz an das Evangelium anschließt, zeigt uns den Verfasser als kräftigen Gestalter.

„Doch erzählen will ich euch, welche Zeichen sich vorher wundersam vollziehen, eh er in diese Welt kommt an dem mächtigen Tage; das wird am Monde kund und an der Sonne, schwarz werden beide, Finsternis befällt sie, die Sterne stürzen hernieder, die hellen Himmelslichter, der Boden birst, die breite Welt erbebt. Viel solcher Zeichen sind. Die große See ergrimmt, des Meeres Strom bringt Schrecken mit seinen Wogen den Erdbewohnern. Dann verdorrt das Volk in der furchtbaren Not, Furcht befällt es, aber nirgends ist Friede. Waffenkampf wird über die Welt heiß erhoben, Heer auf Heer rückt ins Feld, Fürsten befehden sich in mächtiger Heerfahrt, Männer morden sich. Offen wütet der Krieg. In der weiten Welt rast die Pest. Menschen sterben soviel, wie nie auf diesem Mittelraum durch Seuchen verschieden. Rings liegen die Siechen, stürzen und sterben und lassen ihr Leben, ihre Zeit ist erfüllt, daß fährt unmäßig großer Hunger heißgrimm über die Heldenkinder." 4310—4330.

IV. Das Private Leben.

Die alten Götter leben nicht mehr im Heliand. Sie sind tot. Nur da und dort mahnt ein alter Ausdruck, wie ein altes verwittertes, nicht mehr erkanntes Götterbild an die Zeiten Wotans und Saxnots. Christus hat die Götter gestürzt, das beweist uns der Heliand auf jeder Seite. Aber lebendig geblieben ist die alte Sitte. Auch davon gibt uns der Heliand Zeugnis. Das Hausleben, was Besitz und Vermögen angeht, die Beschäftigung, all das trägt entschieden deutsches Gepräge. Der Dichter sieht alles, was geschieht, in seiner lieben Heimat sich abspielen. Sahen wir vorher schon, wie der neugeborne Johannes als ein deutsches Kind beschrieben wurde, sahen wir die Apostel als echt deutsche Seefahrer auf ihren hochgehörnten, genagelten Schiffen durch Strom und Fluten dahinrudern, so erscheinen auch die Hirten auf dem Felde nicht etwa die Schafe hütend, wie die Schrift es meldet, sondern als sächsische Pferdewärter (ehuskalkos), die zur Nachtzeit auf dem Felde die Rosse hüten. Bei den Sachsen stand die Pferdezucht in hoher Blüte. Von ihrem Ackerbau und der Einteilung in Haupt- und Nebenhöfe (Pacht) gibt uns jene Stelle Kunde, wo der Herr des Weinberges am Abend seinen Amtmann (erlo) schickt, um mit den Knechten Abrechnung zu halten, und auch jener andere Vers, wo das jüngste Gericht als große Abrechnung bezeichnet wird.

Den Fischfang kennt der Dichter aus eigener Anschauung. Es heißt: „Jesus fand sitzen Andreas und Petrus bei dem Wasserstrom, die beiden Brüder, wo sie am breiten Wasser mit emsigem Fleiße die Netze auswarfen, in den Fluten zu fischen . . .

An dem Wasser weiter wanderten sie und fanden einen weisen Mann sitzen am See, und seine zwei Söhne Jakobus und Johannes, kindjunge Männer; Vater und Söhne saßen am Sande, knüpften und besserten mit beiden Händen die Netze genau, die sie nachts zuvor im See zerrissen hatten." Das ist alles so bestimmt und bezeichnend, wie es nur Augenzeugen schildern können.

Wie anschaulich ist auch der Fisch mit dem Stater gezeichnet: „Da gebot er seinem Jünger einen Angel zu werfen: den du zuerst fangst, den Fisch zieh aus der Flut hervor, zwänge seine Kinnlade auf. Zwischen den Kiemen siehst du Goldmünzen. . . . Der gute Fischer ging, Simon Petrus und warf in die See die Angel, in die Wogen und hob in die Höh einen Fisch aus der Flut mit beiden Händen, öffnete ihm die Kinnlade, nahm aus den Kiefern die Goldstücke."

Während Fischerei, Ackerbau, Seefahrt und Pferdeweide als selbstverständliche, allbekannte Dinge erscheinen, ist das Schreiben eine nur den Weisen im Volke gegebene Kunst (frodon folkweron, bockspahun weron buchstabenkundige Männer). Im stummen Zacharias bitten seine Angehörigen, weislich einzuritzen mit Merkzeichen (writan wisliko word-gimerkiun). Dieses writan wisliko ist ohne Zweifel eine alte Alliterationsformel aus der Runenzeit und Wordgimerki ist vielleicht eine andere Bezeichnung für Runen. Wie das Schreiben nicht als jedermanns Sache erscheint, so ist auch das Lesen eine Kunst. Weniger. „Das sollen sie halten", heißt es, „was jene gebieten, die die Bücher lesen." Als besonderes Merkmal der Weisheit wird wiederholt angeführt: Geübt im Sprechen von allen Sprachen. Und auch nur weisen Volksmännern ist es beschieden, im Kalender auf dem Laufenden zu sein. Um den Geburtstag des Herodes zu wissen, braucht es erfahrene Volksmänner, die es zählen.

Mancher Zug aus dem Heliand gibt uns Kunde von der Liebe dieser Naturkinder zu Gold und schimmernden Schätzen. Nicht nur wird von Matthäus mit unverholener Bewunderung aufgezählt,

was alles er verlassen habe: Gold und Silber, reiche Gabe, kostbare Kleinode, auch die Vergeltung in der Ewigkeit besteht in schimmernden Schätzen. Und dem Heiland legt der Dichter folgende Worte in den Mund: „Vor die Säue sollt ihr nicht eure Perlen werfen oder schimmernden Schatz, heiligen Halsschmuck, helag halsmeni heißt der letzte Ausdruck, der Halsring, der im Beowulf mit sagenhafter Berühmtheit vorkommt. Auch die Alliteration dürfte alt sein. Vielleicht ist mit diesem helag ein nach heidnischer Ansicht unverletzlicher, oder gar unverletzlich machender Zauberring gemeint. Endlich begegnen wir, wenn auch nur einmal, dem altepischen Ausdruck: wundan gold, gewundenes Gold, entsprechend den wuntane bouga im Hildebrandslied. Es sind das spiralförmig gewundene goldene Armringe der Könige und Helden, der älteste und begehrteste Goldschmuck des deutschen Mannes.

An den alten Tauschhandel erinnert die Stelle: „Manch Wertstück war für Salben verwandt, Silber und Gold für den Ankauf von allerlei wonnigen Würzen, damit sie den Leichnam salben wollten, den wundgerißnen". Auch der Ausdruck: kopstedi, kop-stad = Kaufstätte statt des biblischen τελώνιον = Zollhaus gemahnt an deutsche Handelsverhältnisse. Die Wohnstätten werden gemeinhin mit Halle oder Saal bezeichnet. Herodes sitzt im Saal, Zacharias der weise Mann wartet im Saale; es ging am Abend der allgewaltige Christ, im Saale zu sitzen und das chananäische Weib sagt: „Kommen die Hündlein nicht auch in den Saal unter des Herren Tisch." Der Heiland sagt: „Man soll das Licht nicht verbergen, sondern in den Saal setzen, damit es die Helden in der Halle sehen können." Bei der Heilung des Lahmgeborenen ist Christus im Saal. Sie lassen den Kranken an Stricken von oben hinunter durch des huses hrost = Astwerk, Sparrenwerk. Ebenso häufig wie Saal lesen wir Gastsaal. Das Hochzeitsmahl von Kana findet im Gastsaal statt, die drei Weisen gehen zu Jerusalem in den Gastsaal, Joseph schläft im Gastsaal, als ihm der Engel im Traum erscheint, die Apostel werden in den Gastsaal vor die Obrigkeit geladen. Selbst die Kirche wird Saal genannt: „Auf diesem Felsen bau ich meinen Saal", sagt der Heiland zu Petrus. Die Hütten, die Petrus auf dem Verklärungsberge bauen will, sollen ein Haus sein, herrlich gezimmert. Und dort, wo Jesus die Jünger schickt, das Abendmahl zu bereiten, sagt er: „Dann zeigt er euch ein prächtiges Haus, einen hohen Söller, der ganz behangen ist mit prächtigem Schmuck." Damit ist deutlich ein deutsches Haus gezeichnet.

Daß die Städte gemeinhin nicht mit bloßen Namen genannt, sondern als Rumuburg, Bethlehemburg usw. bezeichnet werden, hat unser Gedicht mit andern gemeinsam. Aber wie anschaulich als eine deutsche Feste mit Wällen und geweihgeschmückten Häusern (hornseli) schildert der Dichter Jerusalem: „Als das Gotteskind nun gehen wollte in die prangende Burg, ihn umbrauste die Menge der Leute, mit Lust und Lobgesang erhob freudig das Volk, dem waltenden dankbar, daß er selber kam, der Davidsproß, sie zu besuchen. Da sah der Christ zu Jerusalem den Burgwall blinken, und der Juden Gebäude, die hohen Hornsäle und das Haus Gottes, aller Weihtümer Wonnigstes.

Bücherecke

Hasse, M., Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur, zum Gebrauch an höhern Anstalten und zum Selbstunterricht. 3. verb. Auflage. 580 Seiten. Halbl. S. 12.—, R. M. 8.—. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck.

Ein Buch, auf das empfehlend hinzuweisen nicht nur eine Freude, sondern geradezu eine Pflicht ist. Es vereinigt eine Reihe von Vorzügen, die bis jetzt auf verschiedene Werke verteilt blieben. Ein wirkliches Handbuch, hält es sich gleicherweise entfernt von einem dickleibigen Nachschlagewerk wie von einem dürren Leitfaden. Für seine pädagogische Verwendbarkeit spricht laut genug das ehrende Vorwort, das Otto Willmann der ersten Auflage mit auf den Weg gegeben hat. Mit voller Zuversicht darf man es in der Tat unserer studierenden Jugend, der es zunächst gewidmet ist, in die Hand legen. Sie findet an ihm einen nie versagenden, klugen und sichern Führer durch das weitverzweigte Gebiet deutschen Literaturlebens von der germanischen Vorzeit bis in die jüngste Gegenwart. Zu dieser Aufgabe wird es vor allem befähigt durch seine klar umrissene weltanschauliche Einstellung, von deren erhabener Warte aus ein großer und sicherer Maßstab für die einzelnen literarischen Erzeugnisse und Strömungen gefunden wird.

Bei aller Unvoreingenommenheit und Weitherzigkeit gegenüber fremden Geistesrichtungen (ich verweise nur auf Lessing und die Behandlung der klassischen Blüteperiode überhaupt) finden wir Katholiken hier zum erstenmal in einem literaturgeschichtlichen Handbuch unsern Anteil am deutschen Literaturwerk gebührend gewürdigt. Man vergleiche beispielshalber die Behandlung, die unser großer Fr. W. Weber noch in der jüngsten Auflage des auch an unsern Schulen stark benutzten Storck erfährt mit jener in unserm Handbuch. Ebenso lese man die tiefschürfenden Ausführungen bei Hasse über Kern, Entwicklung und Bedeutung des geistli-

chen Dramas, über Parzival, über Humanismus usw.

Die einleitenden Abschnitte zur Charakterisierung der einzelnen Epochen und Perioden sind Kabinettstücke durchsichtiger und gehaltvoller Darstellung. So haben wir nicht leicht auf so beschränktem Raum und in so verständlicher Form Besseres über Expressionismus gelesen. Das kulturhistorische Moment erfährt überall die entsprechende liebevolle und doch diskrete Behandlung; ein Musterstück dieser Art ist z. B. die Einleitung zur Periode der Reformation und Gegenreformation.

Auch buchtechnisch macht das Werk dem Verlag alle Ehre. Solider Einband, starkes Papier und sauberer Druck sind keine geringen Vorzüge für ein Lehrmittel. Dazu kommt als besonderer Vorteil die vollendete Uebersichtlichkeit, die neben den verschiedenen Druckgrößen durch Schlagwörter am Rand gefördert wird. Daß dem Personenregister auch ein alphabetisches Verzeichnis der angeführten Werke beigegeben ist, erhöht die Brauchbarkeit nicht unwesentlich.

Wenn wir für eine nächste Auflage den Wunsch nach vermehrter Berücksichtigung der allerneuesten literarischen Erscheinungen äußern möchten, so verhehlen wir uns keineswegs die besondern Schwierigkeiten dieses Unternehmens. Aber wir leben nun einmal in der Gegenwart; sie ist uns naturgemäß am wichtigsten, mag sie an rein künstlerischer Bedeutung auch noch so weit hinter frühern Literaturperioden zurückstehen.

Unbeschadet dieser kleinen Aussetzung möchten wir das mit unerreichter Klarheit geschriebene, überall auf der Höhe der neuesten literaturgeschichtlichen Forschung stehende Handbuch für Schul- und Hausgebrauch wärmstens empfehlen. R.

Aly, Wolf: Geschichte der griechischen Literatur. (Die Handbibliothek des Philologen.) Lex. 8° (XVII und 418). Bielefeld und Leipzig 1925, Velhagen & Klasing.

In der Voraussetzung, „daß wir wohl eine Geschichte der griechischen Literaten, aber keine der griechischen Literatur besitzen", sucht der Autor „eine neue Betrachtungsweise des alten Gegenstandes zu finden, die ... die wirklich treibenden Faktoren erkennen läßt. Insofern berührt sich das, was wir geben möchten, nahe mit Arnold v. Salis' „Kunst der Griechen." (Geleitwort.) Das will doch heißen, daß statt des Werkes der Künstler in den Mittelpunkt gestellt, statt äußerer Zeitgeschichte vermehrte Geistesgeschichte geboten werden soll. Daß das umso schwieriger wird, je ferner wir von der zu schildernden Epoche abstehen und je weiter wir den Rahmen der zu behandelnden Individuen spannen, hat sich dem Verfasser nach eigenem Geständnis bald genug aufgedrängt. Und doch „konnte und wollte" er „die Menge der halben und Dreiviertelmenschen nicht fortlassen, die Beeinflußten, die Mitläufer, die Nachahmer". So ergibt sich eine gewisse Unkonsequenz im Programm, der sich Salis glücklich entzogen hat, indem er sich weniger in Einzelheiten verliert, diese vielmehr nur heranzieht als Belege für seine großzügigen Charakteristiken der einzelnen Kunstperioden. Und noch ein Zweites drängt sich beim Vergleich der beiden Werke sofort auf: eine gewisse Unfertigkeit und Sprunghaftigkeit bei Aly gegenüber der vornehmen Ausgeglichenheit von Salis. J. Geffcken (Götting. gel. Anzeiger 1925, VII/VIII 222) spricht daher in seiner Rezension geradezu von einem „aphoristischen Wesen der ganzen Arbeit". Schon die Sprache ist nicht in allen Teilen des Buches gleich sorgfältig und klar und trägt vielfach einen — wir möchten sagen — esoterischen Charakter; das erklärt sich vielleicht daraus, daß Aly zunächst für seine Schüler und Freunde schreibt, aber er betont doch wieder ausdrücklich, daß er sich nicht bloß an Fachgenossen wenden will. Lästig fallen auch die vielen Wiederholungen im Stil.

Noch weit fühlbarer wird indessen die Ungleichheit der Behandlung auf der inhaltlichen Seite. Da zeigt sich neben sehr Gutem oft recht Mittelmäßiges. Die wertvollsten Partien sind naturgemäß jene, wo der Autor als Spezialforscher spricht, besonders Hesiod und Herodot. Daneben kommt z. B. die alte Komödie höchst stiefmütterlich weg; sie ist zudem in starker Ueberspannung des synchronistischen Prinzips von der Tragödie getrennt behandelt. Dieser Mangel eines „Kompromisses zwischen strikter Durchführung des literarischen Genres und dem synchronistischen Grundsatz" zeigt sich besonders scharf auch bei Plato und Aristoteles. Auffallend ist sodann bei Alys Tendenzen die schwache Betonung der Ideengeschichte. So sind die großen Philosophen fast ausschließlich vom rein formalen, schriftstellerischen Standpunkt aus gewürdigt und ist das Problem der Sophistik recht ärmlich behandelt. Gottlob erhalten wir aus der gediegenen Feder unseres gelehrten Freundes P. Balduin Würth O. Min. Cap. demnächst eine Darstellung dieses Gegenstandes, die auf eine der meistdiskutierten Fragen der griechischen Geistesgeschichte neues Licht werfen wird. Daß auch die christlichen Schriftsteller, deren Gedankenwelt dem Verfasser durchaus fremd geblieben zu sein scheint, nur eine rein äußerliche Behandlung erfahren, darf uns da erst recht nicht wundern. Für andere Einzelheiten verweisen wir auf Geffckens ebenso ausführliche als gründliche Besprechung. Nur auf zwei Mängel, die Geffcken entgangen sind, möchten wir zum Nutzen einer eventuellen Neuauflage noch hinweisen. Die Elektra des Euripides kommt zeitlich vor der Helena; es wird ja in ersterer ausdrücklich auf letztere hingewiesen, und nicht umgekehrt, wie Aly behauptet. Ein Versehen mag es auch sein, daß die Andromache des gleichen Verfassers mit keinem Worte berührt wird.

Alles in allem wird das Urteil Geffckens (S. 243) über Alys Geschichte der Literatur richtig sein: „Es ist noch kein gutes Buch, aber es könnte einmal eines werden". Das wünschen wir aufrichtig angesichts der vielen, sehr vielen wertvollen Anregungen, die es dem geschulten Leser schon jetzt zu bieten vermag, und der gediegenen, ja geradezu prächtigen Ausstattung, die der Verlag ihm hat angedeihen lassen. R. L.

12. Jahrgang Nr. 6 30. September 1926

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Robert Löhrer, Engelberg

Inhalt: Altdeutsches im Heliand — Literaturgeschichte im Unterricht — Bücherecke —

Altdeutsches im Heliand

Von Dr. P. Rafael Häne O. S. B., Einsiedeln (Schluß)

In diesen echt deutschen Häusern nun spielt sich echt deutsches Leben ab. Wie geht dem Dichter das Herz auf, wo er einmal Gelegenheit findet, ein Festmahl zu beschreiben: Die Hochzeit von Kana, das Gastmahl des Herodes. Er schafft sie zu kleinen Kunstwerken aus und gibt ihnen germanisches Gepräge. Das sind Festgelage deutscher Recken in der Trinkhalle (fletti) des Königs. „Das Volk war fröhlich“, heißt es da, „lustig waren die Leute beisammen, frohgemute Freunde. Diener gingen, schenkten mit Schalen, bringen lautern Wein in Krügen und Kannen. Das Treiben der Mannen war heiter in der Halle (drom) und als nun den Helden auf den Bänken die beste Lust dort begann, sie in Wonne waren, da gebrach es an Trank, an würzigem Wein. Uebrig war auch nichts im Hause, das vor die Herrschaft noch die Schenken trugen, die Schalen waren leer des Weines.“ —

Aber auch die friedliche Behaglichkeit in dem stillen, festen Sitz der altererbten Heimat ist ein Gefühl, das tief in des Dichters Brust gewohnt haben muß, und diese lebendige, echt deutsche Heimatliebe hat in seinem Sang oft ergreifenden Ausdruck gewonnen. Bezeichnungen wie Haus und Hof, Eigen und Erbe, Haus und liegende Gründe (bu andi bodlos) kehren oft und oft wieder. Vom Hauptmann von Kapharnaum wird gesagt, er sei dahin zurückgekehrt, wo er Haus und liegende Gründe habe, und von Anna lesen wir, sie habe als treffliche Gattin in Haus und Hof sieben Winter gewaltet. Der uralte Name odil: ererbter Grundbesitz adeliger Geschlechter kommt öfter vor, noch häufiger das einfache od. Bei der Volkszählung des Augustus muß jeder „elende“ Mann, jeder Fremde, Ausheimische sein odil, sein Stammgut suchen. Die Weisen aus dem Morgenland kehren gen Osten in ihr odil zurück. Ja der Versucher verspricht dem Heiland die Reiche der Welt, all das Erbe (od), das die Welt trägt.

Drinnen im Hause waltet das Weib, die Bank- und Bettgenossin und hegt das teuerste, was sie zu eigen haben, das Kind: barn in burgun, das Kind in der Burg; diese Formel kommt zweimal vor. Es ist ein schönes Heimat- und Familiengefühl, das sich darin ausspricht: das in der Burg geborene, in der sichern, festen Heimat von Anfang an weilende, zum erbi (ward) berufene Kind. Und wenn von Maria erzählt wird: „Da erzog ihn in Züchten der Frauen schönste, die Mutter in Minne den Machtherrn der Menschen“ und anderswo: „ihn hütete die Holde“ und wiederum: „die Mutter schmückte ihn: mit den schönsten Gewändern, mit köstlichen Kleidern“, so ist das das Bild der deutschen Mutter, die ihren Sohn hegt und pflegt.

Eine ähnliche Vorstellung weckt die andere Formel: wonon an willeon: nach Wunsch, nach Willen verweilen. Das Wort wonon ist heute abgeblaßt. Es bedeutete das ruhige, behagliche Verweilen, das treue Stillesein und Festhalten im Gegensatz zur unruhigen Kriegsfahrt in die weite Fremde und Ferne, weshalb vom hl. Geist bei der Taufe Christi gesagt wird, er habe auf ihm gewohnt, oder Thomas sagen darf: „Die Jünger wollten mit Christus wohnen“, d. h. treu und fest zu ihm halten.

Dieses dem Deutschen so ganz eigene Heimatgefühl wird nun vom Dichter treffend auf die ewige Heimat übertragen: auf das friedliche Verweilen bei Gott und seiner Herrlichkeit. So wird vom Heiland gesagt: „Nun mehr wußte das Friedekind Gottes, der wahre herrschende Christ, daß er diese Welt sollte aufgeben, diese Hofsitze und sich suchen Gottes Reich, hinfahren in sein altes Erbe, in seine wahre Heimat vom Vater her.“ Und auch sonst wird Himmel mit odhem, upodshem = Erbe wiedergegeben. Wie tief die Heimatsliebe im deutschen Volke wurzelt (nicht wie bei Griechen und Römern als Liebe zur Heimat des politischen Lebens, sondern zur Heimat des Grundbesitzes) davon

gibt heute noch der Umstand Zeugnis, daß der stärkste Ausdruck für Unglück, welchen unsere Sprache besitzt — „Elend" — nichts anderes bedeutet, als Aufenthalt im fremden Lande. Wenn nun der Tod mit der gewiß schmerzlich gefühlten Bezeichnung: afgeben gardos (= den umzäumten heimatlichen Hof verlassen) gegeben wird, wie konnte für den Deutschen ein stärkerer Trost gefunden werden wider den Tod, als wenn ihm ein glänzendes Haus (berirt bu) im Himmel, ewiges Licht und Leben gezeigt wird, ein wonon bei Gott, ein wonnesames Leben im Himmelsglanze zugesagt, ein odil, wo der Himmelskönig weilt und seine Getreuen, von denen er nicht läßt, wie sie nicht von ihm lassen, ein odashem mit grünen Himmelsauen als Stätte des Friedens und der Ruhe nach überstandenen Kriegszügen. —

V. Das öffentliche Leben.

Die alten Sachsen waren ein waffenfreudiges, kriegstüchtiges Geschlecht voll trotziger Tatkraft. Wie sollte nun der göttliche Friedensfürst, der leidet, der stirbt, nicht etwa im waffenklirrenden Kampfe wider seine Feinde von einem Ger durchbohrt oder vom Schwerte getroffen, sondern am Galgen, am Schandpfahl, am Verbrecherbaum, wie der altsächsische Ausdruck heißt, wie konnte ein solcher Gott dem Sachsen nahegebracht werden? In wahrhaft genialer Weise hat unser Sänger diese Schwierigkeit überwunden. Das ganze Erlösungswerk wird als ein Kampf zwischen Christus, dem mächtigen Volkskönig und den Juden mit ihrem Führer, dem neidvollen Teufel, aufgefaßt. Dadurch ist die evangelische Geschichte den Hörern nahe gebracht, ohne in ihrem Wesen verfälscht zu sein, und überdies hat dadurch das Gedicht einen leitenden Gedanken gewonnen und damit auch eine straffere poetische Haltung. Der Glanz des deutschen Königtums und die würdige Schönheit des mit ihm so eng verbundenen Volkstums strahlt sonnengleich über das ganze Gedicht dahin, frische kriegerische Stimmung durchweht es wie kühler Morgenhauch, dessen Zauber sich niemand entziehen kann.

Und zwar erstreckt sich diese Freude am Kriegswesen bis in die kleinsten Einzelheiten. Grad diese Kleinigkeiten zeigen uns, wie der Dichter seinen Stoff lebendig durchdrang. Als Beispiel sei angeführt das Gleichnis vom Säemann. Dort sagt der Heiland: „Das Korn, das auf die Straße fällt, wird zerstampft vom Hufschlag der Rosse und dem Tritt der Helden." So zaubert der Dichter mit wenigen Worten einen germanischen Heereszug vor die Seelen seiner Hörer und weckte dadurch unfehlbar seine Teilnahme.

Wenn auch der Dichter den Heiland sagen läßt: „Selig die Friedfertigen, die nicht Fehde suchen, noch Feindschaft hegen", so fühlt mans doch überlaut wie seine Pulse schneller schlagen, wenn er Kampf und Waffenlärm schildern darf. Wie ein feuriges Kriegspferd, im Frieden an den Pflug gespannt, plötzlich kriegerische Musik hörend, die Ohren stellt, freudig wiehert und sich kaum mehr halten läßt, so kann auch der Sachse, obwohl er seinen stolzen Nacken unter Christi Joch gebeugt, doch seine alte Liebe zu Streit und Waffen nicht verbergen. Schon bei der Schilderung bethlemitischen Kindermords fällt die breite Anschaulichkeit auf, womit der Dichter diese Szene malt.

Besonders aber dort, wo sich des Heilands Geschick zu erfüllen beginnt, bei der Gefangennahme im Oelgarten, gewinnt man ganz den Eindruck, als ob hier ein Entscheidungskampf geschlagen werde zwischen zwei Heeren.

Auch die Waffen, die in der Hand des hl. Petrus, die in den Händen der Juden und Römer blinken, sind gute deutsche Waffen: Schwert (heru, swert, maki), Beil (bill) und Ger. Einmal kommt er als genagelter Speer vor: „Er trug einen genagelten Speer, einen harten in der Hand, stach mit Wucht mit der scharfen Waffe eine schneidende Wunde."

Der Heiland liegt wundsiech oder wundzerrissen im Grabe (wundon siok, wundon writan), beides alte Kriegsformeln.

Neben diesem kecken kriegerischen, Zug, der durchs ganze Lied geht, ist es vor allem die Auffassung von Christus als einem mächtigen König, dem seine Mannen in Treue ergeben sind, was ihn den Sachsen nahe brachte. Denn bei ihnen war die starke, unwandelbare, großartige, heldenmütige Treue, die König und Volk, Kriegsherrn und Mannen verband, noch in voller Frische.

Ein starkes Volksbewußtsein lebt in unserm Gedichte. Die Einsamkeit und Schlichtheit der evangelischen Geschichte ist überall mitten in ein lautes, bewegtes Völkerleben, in die rauschenden Ströme daherfahrender Heerscharen versetzt. Selbst die geringfügigsten Anlässe bleiben nicht unbenutzt, diese Züge des deutschen Epos anzubringen, das seine Freude an großen Volksmassen nie verleugnet. — Zum Beispiel sagt der Heiland nach der Verklärung, daß sie dem Judenvolk das Gesicht nicht sagten, „bis ich selber mich hoch und herrlich vom Tode erhebe, dem Grab entsteige. Dann könnt ihr es verkünden, melden über den Mittelraum der Menge des Volkes, weit über die Welt." Bei wichtigeren Vorgängen entfaltet sich der volle Glanz der epischen Darstellung mächtiger Völkerzüge und großer Volksversammlungen, wie bei der Speisung der Fünftausend: „Und das Volk wartete stille, es saß das mächtige Heergefolg, bis der Männer König die Speise geweiht, und Freude kam unter die Volkschar." Die Bergpredigt ist ganz in den Formeln einer Beratung geschildert, die der König mit seinen Mannen hält. Die weisen Männer stehen um

den Gottessohn bereit und willig, mit Ernst auf seine Worte gespannt, sinnend und schweigend, was ihnen der Völker Herr, was der Waltende den Leuten verkündigen wolle. Da saß der Landes Hirte gegenüber seinen Mannen . . . . Er saß da und schwieg und sah sie an lange und war ihnen hold in seinem Sinn, der heilige Herr, mild in seinem Herzen; nun öffnete er den Mund, und weiste dem Volke das Rechte."

Mit Christus in fester Treue verbunden sind seine Mannen, seine Degen, seine Gefährten auf der Heerfahrt.

Petrus und Andreas erkennen ihren lieben Herrn, verlassen ihren Gewinst, um in dem Heergefolge des Herrn zu dienen und dafür Lohn zu empfangen. Johannes und Jakobus, noch kindjunge Mann, verlassen ihren Besitz und wählen sich den Retter Christ zum Herrn. Dann Matthäus: Er ist ein Schatzmeister edler Herren, also schon im glänzenden Herrendienste, edler Gestalt und guter Treue, eines Königs kluger Diener, aber er verläßt alles, um unseres Herrn Mann zu werden; des Königs Degen wählt sich einen freigebigeren Geldspender, als sein bisheriger Herr in dieser Welt war. . . . Und nun eilen von allen Bürgern ringsumher, zwischen denen der König hindurchzieht, die Mannen zur Heeresgefolgschaft herbei. Der Herr nennt, nachdem er sich sundar (d. h. auf seinen abgesonderten Königstuhl) gesetzt hat, die 12 bei Namen, die treufesten. Diese bewährten Helden gehen nun mit dem Ratenden zu rune (geheime vertrauliche Besprechung), beraten mit dem Schützer der Menge den Kriegszug, welcher für das gesamte Menschengeschlecht wider den bösen Feind begonnen werden soll.

Das Verhältnis der Apostel als Degen zu ihrem König leuchtet am hellsten aus den Worten des Apostels Thomas hervor. Im evangelischen Text sagt er nur: eamus et nos, et moriamur cum illo. Hier spricht er also: „Wir sollen seine Tat nicht tadeln, seinem Willen nicht wehren, sondern bei ihm weilen, dulden mit dem Dienstherrn. Das ist des Degens Ruhm, daß er bei seinem Gebieter standhaft stehe und mit ihm sterbe. Tun wir alle so, folgen wir seiner Fährte, lassen wir unser Leben wenig wert sein, wenn wir auch mit ihm zu Grunde gehen. Dann lebt noch lange nach unser Ruhm". Also der Nachruhm, das κλέος der Griechen, der Gesang von den Heldentaten und der Todestreue, der bei den Mitstreitenden und noch bei den Enkeln lebt, ist das, was auch des deutschen Helden letztes Streben war. Diese Treue bis in den Tod und der ihr folgende Heldenruhm, das ist die Ehre, die der heidnische Germane schon sucht. In derselben Treue bestand auch das Jüngertum des christlichen Deutschen, in der Treue zu seinem himmlischen Herrn, dem kräftigsten aller Könige. So packte denn der Sänger des Heliand, indem er die Mannentreue zum Mittelpunkt seines Sanges machte, seine Stammesgenossen, mochten sie Christen oder Heiden sein, an der edelsten Stelle. So betrachtet war ihnen das Christentum nicht mehr ein von stammesfremdem Eroberer aufgezwungenes Joch, das ihr stolzer Sinn knirschend trug. Es fügte sich vielmehr harmonisch ein in den Kreis ihrer Anschauungen und Gefühle, als eine Kraft, die aller guten Triebe, die schon in ihrer Brust schlummerten, veredelte, hob und mit dem Schimmer der Göttlichkeit und Unsterblichkeit verklärte. Und das ist das große Verdienst unseres Sängers. Er hat, man darf das wohl sagen, das, was das blutige Erobererschwert mit harter Schärfe begonnen, auf eine Weise vollendet, die dem Geiste Christi wohl mehr entsprach. —

Literaturgeschichte im Unterricht

Von P. Leutfrid Signer O. M. Cap., Freiburg (Schluß)

II. Vorschläge für die Gestaltung des Unterrichtes.

Nachdem wir im Artikel der letzten Nummer die Fortschritte der wissenschaftlichen Literaturgeschichte kurz skizziert haben, möchten wir jetzt Mittel und Wege suchen, um ihre Ergebnisse für die Schule nutzbar zu machen. Maßgebend dabei ist einerseits die Aufgabe der Schule im allgemeinen und der einzelnen Schulart im besondern, anderseits das Wesen und Ziel der Literaturgeschichte. Um deshalb die folgenden Anregungen auf eine solide Grundlage zu stellen, wollen wir zuerst unsere Auffassung von diesen zwei Faktoren umschreiben.

Die Schule im allgemeinen hat eine dreifache Aufgabe: Wissen vermitteln, den Willen bilden, Fertigkeiten einüben. Unter „Wissen vermitteln" ist nicht bloß die Darbietung gewisser Kenntnisse über einen Gegenstand, über ein Fachgebiet zu verstehen, sondern auch klare Belehrung darüber, in welcher Beziehung der Gegenstand oder das ganze Fachgebiet steht zu den letzten und höchsten Lebensfragen. Non scholae, sed vitae discimus, et quidem imprimis aeternae. „Den Willen bilden" heißt daher ebenfalls nicht nur, den unentwegten Willen zur lauteren Wahrheit und eine opferfrohe Liebe zum Fach einpflanzen, sondern auch das Verlangen nach dem letzten und höchsten Ziel zu stärken und den Entschluß zu wecken, alle Folgerungen aus den gewonnenen Kenntnissen für das sittliche

und religiöse Leben zu ziehen. „Fertigkeiten endlich werden eingeübt" durch Anleitung und selbständige Versuche, Kenntnisse selbsttätig aus den Quellen zu erarbeiten, die übernommenen und erarbeiteten Erkenntnisse weiterzudenken, in neues Licht zu stellen und im Leben zu verwerten; dann aber soll auch Gelegenheit geboten werden, irgendwie die Willensentschlüsse, die nahegelegt und geweckt wurden, zu betätigen und so eine gewisse Leichtigkeit in ihrer Durchführung zu erreichen.

Wie im einzelnen diese dreifache Aufgabe zu erfüllen ist, hängt ab vom speziellen Zweck der Schule. Die Wege sind verschieden im Lehrerseminar, am Gymnasium, am Lyzeum, an der Universität; sie werden sich ändern, je nachdem die Schule katholisch oder protestantisch oder gemischt ist; in der Schweiz wird man andere wählen als in Deutschland und Oesterreich. — Hier sollen vor allem schweizerische, katholische Mittelschulen berücksichtigt werden, als deren Ziel wir bezeichnen möchten: den Schülern eine „philosophische" Bildung zu bieten (nicht bloß weiterer Umfang des Wissens als an der Volksschule, sondern auch genauere Kenntnis von Einzelheiten und Einblick in die Verflechtung von Grund und Folge, von Wirkung und Ursache) und sie zu erziehen zu geistigen Führern des katholischen Schweizervolkes. Diese Aufgabe scheint uns zum vornherein eine entschiedene Beschränkung der „Wissensvermittlung" zugunsten der „Willensbildung" und der Einübung von Fertigkeiten zu fordern.

Was den andern bestimmenden Faktor anbelangt — Wesen und Ziel der Literaturgeschichte —, so mögen zwei Feststellungen genügen. Es handelt sich um Literatur, d. h. um Dichtwerke und was damit in Beziehung steht. Dieser Gegenstand, die Literatur, wird behandelt nach seiner geschichtlichen Seite: sein Werden, seine Entwicklung, sein Ablauf in Zeit und Raum, sein ursächlicher Zusammenhang. Davon soll die Literaturgeschichte ein eindringendes Verständnis geben und ein lebenswahres Bild ermöglichen.

Um nun auf Grund dieser Voraussetzungen den Unterricht in der Literaturgeschichte zu gestalten, müssen zunächst einige Grundsätze, Richtlinien und Leitgedanken aufgestellt werden; dann muß ein Lehrmittel geboten werden, welches die Durchführung der Grundsätze ermöglicht; schließlich ist an Lehrproben zu zeigen, wie das Lehrbuch auf das erstrebte Ziel hin zu verwerten ist. Hier soll nur der erste Punkt behandelt werden. Ein „Grundriß der deutschen Literaturgeschichte für Mittelschulen", bearbeitet nach den zu entwickelnden Leitgedanken, erscheint nächstens. Praktische Lehrproben können vielleicht später einmal in der „Mittelschule" geboten werden.

Die Grundsätze lassen sich auf zwei zurückführen:

1. Dem Schüler ist ein Einblick zu verschaffen in das ursächliche Gefüge der Literaturgeschichte.

2. Diese Ursachenverkettung ist, in einer gewissen Vollständigkeit, zu zeigen an den bedeutendsten Erscheinungen der Literaturentwicklung.

a) Einführung in die Ursachenverflechtung im Literaturleben.

Ein doppelter Weg kann eingeschlagen werden: man geht entweder von der Wirkung, dem Literaturwerk, rückwärts zu den „letzten" Ursachen oder man dringt von diesen aus vorwärts zum schließlichen Ergebnis, zu der einzelnen Dichtung. Das erste Vorgehen dürfte in der Schule das nächstliegende und lehrreichste sein; das zweite, das nicht zu vernachlässigen ist, setzt schon eine gewisse Vertrautheit mit dem ersteren voraus, wenn es wirklich mit Verständnis gepflegt werden soll.

Es gilt also, von der Wirkung auf die Ursache zurückzugehen und das innige Verhältnis beider zu einander zu erfassen. Der Schüler soll daher vor allem das Dichtwerk, die Wirkung der literarischen Kräfte, kennen lernen. Es genügt nicht, daß er etwas von der Dichtung hört, etwa eine Inhaltsangabe oder einige stehende Merkwörter als Urteil; er soll selbst Fühlung nehmen mit der literarischen Schöpfung und sich mit ihr geistig auseinandersetzen. Er muß selbst das Werk lesen, erfassen, durchdringen. Selbstverständlich kann dafür nur eine Probe in Frage kommen, eine kleine Dichtung oder ein Bruchstück aus einem größeren Werk. Ein treffliches Hilfsmittel ist Gadient-Moser-Banz: „Deutsches Lesebuch für Schweizer Gymnasien, Seminarien und Realschulen", wenn auch die dortige Auswahl der Lesestücke wesentlich bestimmt ist vom Stand der Literaturwissenschaft vor 1910.

Die ausgewählte Lehrprobe soll nach ihrem ganzen Gehalt möglichst allseitig und restlos erfaßt und ausgeschöpft werden. Sie wird deshalb grundsätzlich gleich behandelt wie ein Stück aus einer fremden Sprache. Wie im Griechischen oder Lateinischen vergewissert sich der Lehrer, daß die Schüler den genauen Sinn der wichtigsten Wörter nicht nur « à peu près », sondern scharf und klar sehen, die syntaktische Konstruktion überblicken, die Modalität der Aussage verstehen, Rhythmus, Versmaß und Reim kennen, die Bilder und Figuren wahrnehmen. Der Gedankeninhalt des einzelnen Satzes wird in seine Elemente zergliedert, um nicht bloß das vollständige Gedankenmaterial, sondern auch die Eigenart seiner Gliederung und seiner fortschreitenden Entfaltung zu entdecken. Nuancierungen und Beschränkungen, Unklarheiten und überscharfe Zuspitzung, immer wiederkehrende Lieblings- und Kerngedanken werden vermerkt. Vor allem muß der belebende Kern, das Ziel, auf welches die Gedanken hinstreben, gesucht werden; von diesem aus er-

schließt ein Rückblick auf Gedankeninhalt und Aufbau, auf die Wahl der Stilmittel, auf die Besonderheiten der Sätze und die Eigenheiten des Wortgebrauchs, den tiefsten Einblick in das Wesen und die Eigenart der Dichtung. Mit einem Worte: das Probestück soll einerseits bis in die feinsten spürbaren und dem Gefühl und Verständnis der Schüler noch zugänglichen Züge analysiert werden, anderseits müssen die abstrahierten Einzelmomente doch in einer lebendigen Einheit zusammengeschlossen bleiben. Beides hat zu geschehen in steter Zusammenarbeit von Lehrer und Schüler. Der Lehrer regt das Suchen der Schüler an und leitet auf die einzelnen Züge, ohne aber dem Schüler eine bestimmte Brille aufzuzwingen; junge Augen mögen ungeübt sein, sie sind dafür auch unbefangener und entdecken oft, was dem Lehrer zwanzig Jahre verborgen blieb. Der Lehrer wird ferner den Schüler anleiten, das Gefundene zu benennen, und ihn so einführen in die fachgemäße Ausdrucksweise. Er wird schließlich aus der für ihn unerläßlichen Kenntnis des ganzen Werkes heraus die einzelnen Ergebnisse der Analyse ins richtige Licht stellen. „Diese Gestalt hat im Gesamtwerk diese und diese Bedeutung; dieser Faden wurde soundso geknüpft und läuft so weiter; dieser formelle Zug findet sich sonst nicht, ist ihm hier besonders gut, weniger glücklich gelungen".

Nachdem man auf diese Weise die Schüler eingeführt hat in die Eigenart des Dichtwerkes, stellt man sie vor die Frage: „Warum zeigt nun die Dichtung dieses Gepräge?" Die Antwort wird und soll lauten: „Weil dieser und dieser Dichter sie geschaffen hat." Was der Schüler damit, wohl halb unbewußt, gesagt hat, gilt es jetzt herauszulösen: den notwendigen Zusammenhang zwischen der Eigenart des Werkes und der Eigenart des Dichters. Der Student muß sich bewußt werden: nur Goethe konnte diesen Faust schaffen, Schiller hätte den gleichen Stoff anders gestaltet, das gleiche Problem anders eingekleidet. Er soll sich daher von der Individualität des Dichters ein ähnlich lebendiges Bild erarbeiten wie vorher von der Eigenart der Dichtung. Auch dafür genügt es nicht, Geburts- und Sterbedatum zu kennen, einige Liebschaften und alle Werke auswendig zu wissen: es ist vielmehr vor allem auf das geistige Gepräge das Hauptgewicht zu legen: auf die körperlich-seelische Anlage, auf Erziehung und Bildung, auf Welt- und Lebensanschauung, auf die Kunstauffassung, auf Lebens- und Schaffensziele. Anhand von Selbstbekenntnissen in Briefen, Tagebüchern oder Abhandlungen über Kunstfragen, unter Benützung von Aeußerungen von Zeitgenossen und Bekannten, ist dies geistige Bild zu entwerfen. Die äußern Lebensschicksale dagegen sollen nicht um ihrer selbst, sondern stets nur in lebendiger Beziehung zum geistigen Charakter angeführt werden: als Erklärung einzelner Züge, als typischer Ausdruck gewisser Eigenheiten. Und schließlich: es darf nicht eine reiche Summe von Mosaiksteinchen bleiben, man muß vordringen zum Kern der Persönlichkeit, zu dem, was sie will oder was sie treibt. — Das so gewonnene Bild des Dichters wird darauf in Beziehung gesetzt zu den frühern Ergebnissen aus dem Dichtwerk. Auch hier handelt es sich weniger darum, daß Strich auf Strich paßt, daß zu jeder Einzelheit im Werk ein Beleg im Dichterbilde sich finde, als darum, daß das eigenartige Gepräge des Dichtwerkes als notwendiger Ausfluß aus der geistigen Art des Dichters erkannt, wenigstens dunkel geahnt wird: ein solches Werk konnte nur von diesem Dichter stammen, dieser Dichter konnte unter den gegebenen Umständen nur dieses Werk schaffen; wenn er dieses Problem behandeln wollte, drängte sich ihm dieser Stoff zur Einkleidung auf; wenn er diesen Stoff zu gestalten suchte, lag ihm diese Auffassung am nächsten. —

Aber auch mit dieser Erkenntnis des Verhältnisses zwischen Dichtung und Dichter ist der Ursachenzusammenhang nicht völlig geklärt. Auch die Eigenart des Dichters legt die Frage nahe: Woher stammt sie? Läßt sie sich nicht auf weitere Ursachen zurückführen? Der Versuch, die Frage zu lösen, weist hin auf den Einfluß der „Lebensgemeinschaften" und der sie begründenden materiell-geistigen Güter. Und zwar ist dabei nicht bloß an die bedeutsamsten gesellschaftlichen Gebilde zu denken: Familie, Staat, Kirche. Auch andere Gemeinschaften sind von Einfluß; denken wir nur an den Geist der Gasse, in welcher der Dichter vielleicht aufwuchs, oder an den Geist der Schule, die er besuchte. Auch in die Wirksamkeit solcher Ursachen soll dem Schüler der Einblick eröffnet werden; der erzieherische und bildende Wert liegt auf der Hand, und das Interesse dafür ist stets vorhanden.

Es handelt sich also darum, den innern Zusammenhang zwischen der geistig-körperlichen Eigenart des Dichters und der Lebenskreise, aus denen er hervorging, in welchen er tätig war, die er berührte, klar aufzuzeigen oder wenigstens ahnen zu lassen. Dabei ist aber darauf zu achten, daß es sich nicht um bestimmte Lebenskreise in abstracto handelt, z. B. um die katholische Kirche oder um die Schweizerische Eidgenossenschaft an sich, sondern um eine bestimmte Periode in der Geschichte dieses Lebenskreises, z. B. für Gottfried Keller um die Eidgenossenschaft mit vorherrschend demokratisch-freisinnigem Gepräge. — Schließlich sind auch hier wieder nicht die einzelnen „Lebensgemeinschaften" zu einer bestimmten Periode für sich ins Auge zu fassen, sondern sie sollen als „Wirkeinheit" gesehen werden. Es lassen sich vielleicht in den verschiedenen Kreisen „parallel" laufende Strömungen oder sonst

ähnliche Erscheinungen aufzeigen, welche die innere Einheit mehr gefühlsmäßig, intuitiv, wahrnehmen lassen. Mit andern Worten: es ist das gemeinsame Gepräge der auf den Dichter einwirkenden, ihm durch die „Lebensgemeinschaften" zufließenden Kultur seiner Zeit zu erfassen. Damit ist die Grundlage geschaffen für die Erkenntnis der letzten wissenschaftlich erreichbaren Ursachenverkettung: zwischen der Eigenart des Dichtwerkes, seines Schöpfers und der in den Lebensgemeinschaften gebotenen Kultur der Entstehungszeit.

Einen solchen Einblick in die Ursachenverflechtung im Literaturleben den Schülern der Mittelschule zu erschließen, ist die erste und höchst unmittelbare Aufgabe des Unterrichts in der Literaturgeschichte.

b) Die Kausalverkettung ist, in einer gewissen Vollständigkeit, zu zeigen an den bedeutendsten Erscheinungen der Literaturentwicklung.

Es ist zum vorneherein klar, daß die Zurückführung eines Dichtwerkes auf seine Ursachen sehr zeitraubend ist: einerseits ist doch eine gewisse Fülle von Stoff zu bewältigen, anderseits stellt das Vorgehen nicht geringe Ansprüche an die geistige Reife und Mitarbeit der Schüler und kann daher nur langsam weiterrücken. Es kann deshalb nur an einer sehr mäßigen Zahl von Dichtwerken und Dichtern diese Verschränkung der verschiedenen zusammenwirkenden Ursachen gezeigt werden. Auf der andern Seite ist es aber doch Aufgabe der Schule, das ganze Fachgebiet irgendwie zur Darstellung zu bringen. Wie ist dieser Widerspruch zu lösen? Bevor wir einige Lösungswege andeuten, möchten wir nochmals betonen: der Einblick in das Verhältnis von Ursache und Wirkung im Literaturleben, in die Wirksamkeit der schaffenden Individuen, der geistigen Realitäten (gewisser Ideen, religiöser Systeme, Welt- und Lebensanschauungen usw.) und körperlich-seelischer Gegebenheiten (Familie und Stamm, äußere Natur und materielle Kultur), dieser Einblick ist das Wichtigste und Wertvollste an der Literaturgeschichte als solcher. Um dieses Verständnis zu erschließen, soll man lieber den Umfang des Stoffes beschränken. Sind die Schüler einmal eingedrungen in jene Kausalverkettung, so werden sie sich schon selbst zurechtfinden und selbständig die in einem Dichtwerk wirkenden Faktoren entdekken; sie werden es auch mit Freuden tun, denn es ist eine der genußreichsten Tätigkeiten und bildend für Geist und Herz.

Nach dieser Vorbemerkung nun die praktischen Vorschläge!

1. Es ist eine wohlerwogene Auswahl der ausführlich zu behandelnden Dichtungen (wir wollen sie im Folgenden „Typen" nennen) zu treffen. Das versteht sich ja von selbst. Schwieriger ist die Frage, nach welchen Gesichtspunkten die Auswahl geschehen soll. Mit dem Schlagwort „das Bedeutendste", das „Wertvollste" kommt man nicht aus. Besser ist es, von den oben gefundenen Elementen auszugehen: hervorstechende Eigenart eines Dichtwerkes, markante Individualität eines Dichters, ausgeprägter Einfluß der in einer „Lebensgemeinschaft" verkörperten materiell-geistigen Realitäten, ein bestimmtes Gepräge der Gesamtkultur. Darnach würde sich die Forderung ergeben: Die Typen sind so auszuwählen, daß die Schüler daran ersehen können: 1. Den Einfluß und den Niederschlag der verschiedenen Kulturepochen des deutschen Volkes im literarischen Leben; 2. den Einfluß, der ausgeht von den großen Lebenskreisen (religiöse Gemeinschaft, politisch-völkische Gebilde, soziale Stände, wirtschaftliche Verbände); 3. den Einfluß der typischen körperlichen, seelischen, geistigen Eigenarten, die bei Dichtern gefunden werden können; 4. die hauptsächlichsten literarischen Stoffe, Auffassungsweisen, Formen. Da sich an einem „Typus" meist mehrere dieser Gesichtspunkte berühren lassen, können die Forderungen mit einer verhältnismäßig kleinen Zahl erfüllt werden. Der Repräsentant für eine bestimmte Zeit wird stets auch einen bestimmten Lebenskreis vertreten und meist auch eine bestimmte literarische Form typisch gestalten. Auf diese Weise gewinnt der Schüler ein Bild von der Reihenfolge der Kulturperioden im Leben des deutschen Volkes, er kennt den oder die bedeutendsten Gestalter und Gestaltungen der betreffenden Zeitkultur und kann sich damit den äußerlichen Ablauf der Literaturgeschichte rekonstruieren.

In den meisten Fällen dürfte sich noch mehr erreichen lassen. Nicht zu allen Zeiten stehen die gleichen Lebenskreise und Dichtertypen im Vordergrund des geschichtlichen Lebens. Waren z. B. in der Barockzeit die katholischen Volksteile führend im Geistesleben, so ging im 18. Jahrhundert die Führung über an die protestantischen Gebiete. Aber wenn auch die Vormachtstellung wechselt, die „Lebensgemeinschaften" (Kirche, Staat, Stand) existierten und wirkten schon vor der Zeit ihrer Vorherrschaft und übten auch nachher ihren Einfluß aus. Es läßt sich von jeder „Lebensgemeinschaft" für alle Kulturperioden, wo sie existierte, ein gewisser Einfluß auf die Dichtung verfolgen und ein typischer Vertreter ihrer Einwirkung aufweisen. So könnte man z. B. vom Katholizismus repräsentative Dichter und Dichtungen herausstellen für die Zeit der Missionierung Deutschlands, der blühenden Klosterkultur, des Hochmittelalters, des erwachenden Bürgertums, der Barockzeit, unter Aufklärung und deutschem Idealismus. Eine „Ursache" des literarischen Geschehens würde so durch die verschiedenen Kulturepochen in ihrer Wirksamkeit verfolgt und man gewänne dadurch einen viel tieferen

Einblick in das innere Leben der Literaturentwicklung. Zudem würde der Sinn für die Bedeutung der von den einzelnen Lebensgemeinschaften dargebotenen „Lebensgüter" geweckt und geschärft. Es liegt deshalb nahe, der Wirksamkeit gerade jener Gemeinschaften, welche für den Menschen von entscheidender Bedeutung sind, so nachzuspüren: der Kirche, zu der er sich bekennt, und des Staates, dessen Bürger er ist. Für uns handelt es sich also darum, für jede Kulturperiode neben dem Vertreter des „herrschenden" Lebenskreises auch einen typischen Repräsentanten des Katholizismus und der eidgenössischen Geistigkeit darzustellen.

2. Zur so geregelten Auswahl der „Typen" soll als Ergänzung eine Skizze der übrigen literarischen Erscheinungen treten. Wenn z. B. Wolfram von Eschenbach ausgeführt wird als Beleg für die höfische Ritterepik, so werden auch seine Vorgänger und „Nachfahren" kurz erwähnt und charakterisiert in ihrem wesentlichsten Unterschied von ihm und in ihrer Beziehung auf seine Leistung. Der „Typus" erscheint so als Höhepunkt und Zentrum einer Geistesströmung, eines Lebenskreises. Es läßt sich ferner auf diesem Wege eine verhältnismäßig reiche Menge von Stoff übersichtlich und organisch behandeln; statt einer nur leicht gekräuselten Fläche haben wir gleichsam ein Relief mit einem überragenden Gipfel und verschiedenen ansteigenden und abfallenden Höhenzügen. Endlich wird das Verständnis vertieft für den „Typus" — er steht in einer Gruppe Gleichstehender, von denen jeder sich doch wieder von ihm unterscheidet — wie für die nur skizzierten Gestalten: die knappen Urteile sind viel inhaltsschwerer, weil jedes Wort vom „Typus" her eine reichere Bedeutung erhält.

3. Eine fruchtbare Förderung erhält endlich das angedeutete Vorgehen dadurch, daß der literargeschichtliche Stoff zweimal behandelt wird, auf einer untern Stufe und am Lyzeum. Es braucht ja nicht extra betont zu werden, daß die vorgeschlagene Behandlungsweise nur möglich ist, wo etwas Philosophie und Lebenserfahrung vorausgesetzt werden kann. Vorstufen aber können schon früher gebaut werden. Schon in den untern Klassen kann man die Schüler einführen in das Verständnis des Kunstwerkes und sie heranbilden zu feinerem Kunstsinn; sie werden mit Interesse Einzelheiten aus dem Leben und Schicksal des Dichters hören und lernen und auch für lebensvolle Bilder aus den verschiedenen Kulturepochen wird der Lerneifer leicht zu wecken sein. Gewiß, was ihnen geboten werden kann, wird mehr „stofflich" sein, gedächtnismäßig angeeignet und festgehalten. Aber der Unterricht in den obern Klassen wird dadurch wirksam entlastet und mächtig gefördert. Es wird viel leichter, aus solchem vertrauten Stoff Züge „geistigen Lebens" herauszulösen und die Zusammenhänge zwischen dem geistigen Gepräge der Dichtung, des Dichters und der Zeitkultur zum Verständnis zu bringen.

Auf diese Weise dürften sich die Schwierigkeiten einigermaßen überwinden lassen. Natürlich fordert der Entschluß, auch im Literaturunterricht die guten Resultate der Forschung zur Geltung zu bringen, vor allem vom Lehrer viele Opfer an Zeit und Geduld, stramme Selbstkontrolle und offene Aussprache in privatem Verkehr oder in öffentlichen Organen. Um diesen Ideenaustausch anzuregen, um eine kleine Einführung zu bieten in den Geist und die Ziele des neuen Grundrisses der Literaturgeschichte, um überhaupt das Interesse an diesem Fache in unsern katholischen Kreisen nach Kräften zu fördern, dafür wurde dieser Artikel geschrieben. Wenn er einige Winke geben, einige Fragen und Zweifel anregen und eine sachlich ruhige Aussprache in Fluß bringen könnte, wäre sein Ziel erreicht.

Bücherecke

Robert Franz. Von Professor Dr. Freiherr H. von der Pfordten. (Wissenschaft und Bildung, Heft 186.) 114 Seiten. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. 1923.

Anläßlich des dreißigsten Todestages von Robert Franz erfreute uns der rührige Verlag Quelle & Meyer, Leipzig, mit einer Monographie über diesen Künstler. Sie stammt aus der Feder des bekannten Musikhistorikers Dr. von der Pfordten. Er zeichnet mit großer Liebe Licht und Schatten dieses Charakters und seines Schicksals, indem er den Stoff aus den Schriften, Briefen und Gesprächen des Liederkomponisten schöpft. Der am Schlusse des Bändchens gebotene Ueberblick über die Werke des Meisters ist sehr instruktiv und wird gewiß dazu beitragen, daß die Lieder Robert Franz' nicht nur gepriesen, sondern auch gesungen werden. E. B.

Parzival und der heilige Gral. Eine neue Deutung der Symbolik der Graldichtungen von Dr. phil. F. Rohr, Studienrat am städtischen Gymnasium zu Buer (Westfalen). Mit 7 Abbildungen. Druck und Verlag von Franz Borgmeyer, Hildesheim. 420 S.

Rohrs Buch bedeutet eine sehr beachtenswerte Bereicherung der Literatur über die Gralsage. Es stellt sich die Aufgabe, den Gral als ein christliches Symbol und Parzival und die Gralgemeinde als eine ursprünglich „geistliche Ritterschaft" darzutun. Zu diesem Zwecke behandelt es in erster Linie die symbolischen, religiösen Bestandteile der Graldichtungen, stellt aber auch die Behandlung der ritterlich-höfischen und geschichtlichen Bestandteile in einem demnächst erscheinenden zweiten Band in Aussicht (Zur Einführung, S. 3 f.).

Man verfolgt die Gedankengänge des Verfassers mit hohem Interesse und reichem geistigem Gewinn.

Mit Liebe und Gründlichkeit geht er den mutmaßlichen Grundlagen der Gralsymbolik nach und kommt zum Ergebnis, daß die Geschichte vom heiligen Gral nichts anderes sei, als eine poetische Darstellung der Geheimnisse des Christentums. Diese Darstellung stützt sich in der Hauptsache auf ein im Mittelalter viel gelesenes Buch des Abtes Joachim von Fiore, die „Erklärung der geheimen Offenbarung". Die Schriften dieses interessanten Mannes hatten überhaupt einen großen Einfluß auf die Symbolik der mittelalterlichen Kunst. Die Uebereinstimmungen zwischen den Symbolen der Gralmären und den Gedankengängen Joachims werden nachgewiesen, und in einem zusammenfassenden Schlußkapitel wird ein „Rückblick auf das Gralgemälde" geboten.

Rohr macht nicht Anspruch darauf, mit seiner Erklärung den letzten Rest des über dem heiligen Gral liegenden Geheimnisses entfernt zu haben. Aber es ist sicher, daß durch sie der Ideengang der Graldichtungen verständlicher und klarer wird. Manche bizarr und phantastisch scheinende Einzelheit bekommt einen natürlichen und tiefen Sinn. Die Darstellung ist einfach und klar. Wir möchten dem fleißigen und interessanten Buche recht viel Beachtung wünschen. Dr. P. L. H.

Mysterium. Gesammelte Arbeiten der Laacher Mönche. 1926. Verlag der Aschendorffschen Verlagsbuchhandlung Münster i. W. 130 S.

Wie ihr Titel sagt, will diese Sammlung von Aufsätzen den Sinn der Mysterien oder des liturgischen Lebens der Kirche als Gegenwärtigsetzung des Erlösungswerkes Christi zur Darstellung bringen. Es werden sieben Abhandlungen geboten: Kirche und Mysterium, altchristlicher Kult und Antike, die Messe als heilige Mysterienhandlung, zur Idee der liturgischen Festfeier, das Kirchenjahr, die Selbstdarstellung der Kirche in ihrer Liturgie, liturgische Erneuerung und Kirchenkunst. Die Sammlung nennt sich eine „erste Folge", verspricht also weitere Arbeiten aus dem reichen Stoffgebiet.

Man muß jede Vertiefung der Erkenntnis der in unserer Liturgie liegenden Schätze lebhaft begrüßen. Und eine solche Vertiefung im besten Sinn des Wortes bedeutet das vorliegende Buch. Jeder der Aufsätze bietet eine reiche Fülle von wertvollen Gedanken, wofür man den Verfassern herzlich dankbar ist. Möchten vor allem Geistliche und gebildete Laien zu dem Buche greifen, sie werden reiche Aufklärung und Anregung daraus schöpfen. Die Darstellung verbindet mit theologischer Gediegenheit und Tiefe eine klare Form. Wir können nur dem Wunsche Ausdruck geben, daß die Aufsatzserie eine recht baldige Fortsetzung finde. Dr. P. L. H.

Kirche und Seele. Die Seelenhaltung des Mysterienkultes und ihr Wandel im Mittelalter. Von Dr. Ildephons Herwegen, Abt von Maria-Laach. 1./2. Auflage 1926. Aschendorffsche Verlagshandlung, Münster i. W. 31 S.

Der um die liturgische Bewegung in Deutschland hochverdiente Abt von Maria-Laach macht hier einem weiteren Publikum einen Vortrag zugänglich, den er am 22. September vergangenen Jahres auf der Generalversammlung der Görresgesellschaft in Trier hielt. In lichtvoller Darstellung wird der Unterschied zwischen der altchristlich-sakralen Einstellung des religiösen Lebens und der subjektiven, ethischen des Mittelalters hervorgehoben. Es werden die geschichtlichen Unterlagen dieses Gegensatzes erörtert und seine verschiedenartigen Auswirkungen angedeutet. Verfasser will keine Werturteile geben, sondern lediglich geschichtliche Entwicklungen charakterisieren. Daß dabei gleichwohl seine Ueberzeugung zugunsten der altchristlichen Frömmigkeit klar hervortritt, wird ihm niemand mit Recht zum Vorwurf machen. Jedem, auch dem Freund der mittelalterlichen Frömmigkeit, bietet die Schrift sehr viel Anregung zum Studium einer wichtigen und aktuellen Frage. Dr. P. L. H.

Urchristentum und Katholizismus. Drei Vorträge von Dr. Albert Ehrhard. Luzern 1926, Räber & Cie.

In unserem Zeitalter der Geschichtsforschung wird immer wieder der Versuch gemacht, der katholischen Kirche ihr apostolisches Fundament zu entziehen und sie auf den beweglicheren Boden der hellenistischen Kultur zu stellen, um dafür seine eigene Kirche oder ein allgemeines Christentum auf die freigewordenen Grundmauern zu erheben. Die vorliegenden Vorträge, die ursprünglich vor den Mitgliedern der Luzerner Gesellschaft für christliche Kultur gehalten wurden, befassen sich mit diesen Versuchen und begründen wissenschaftlich solid die katholische Auffassung von der Wesenseinheit von Urchristentum und Katholizismus. Zum vollen Verständnis der Vorträge ist wenigstens eine allgemeine Kenntnis kirchengeschichtlicher Fragen und Probleme vorausgesetzt. In dem Einführungsvortrag werden die verschiedenen Lösungsversuche in der Frage kurz dargelegt. Sehr dankbar ist man dem Verfasser für die Erklärung der Tatsache, daß die Forscher zu so verschiedenen Resultaten kommen können und ebenso für die klare Festlegung des Standpunktes für den katholischen Geschichtsforscher bei der Untersuchung der Frage. In den Einzelheiten muß der Verfasser sich überall beschränken und regt geradezu das Verlangen an zum Weiterbau auf dieser Grundlage.

Die Gegensätze, wie sie in den Kapitelüberschriften (das Judenchristentum, das paulinische Heidenchristentum, das johanneische Universalchristentum zum Ausdruck kommen, werden auf das richtige Maß zurückgeführt und erklärt. Immerhin bleibt der Unterschied zwischen dem paulinischen Heidenchristentum und dem johanneischen Universalchristentum, wie mir scheint, noch weit genug offen. Es ließen sich da noch viele Verbindungslinien aufzeigen, um die organische Weiterentwicklung zu beweisen. Eine Anmerkung deutet sie nur an. Im ganzen aber zeichnet sich die Schrift durch eine bis ins Einzelne gehende Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit im Urteil aus und ist doch warm und anregend geschrieben. Die Luzerner Gesellschaft für christliche Kultur ist zu beglückwünschen, wenn sie eine Schriftenreihe von solcher Aktualität und wissenschaftlicher Höhe veröffentlicht. Dr. P. R. M.

12. Jahrgang Nr. 7 18. November 1926

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Robert Löhrer, Engelberg

Inhalt: Arion (Herodot, Ovid, A. W. v. Schlegel) — Unser Kirchenlateinisches Wörterbuch — Zunftstube — Bücherschau

Arion (Herodot, Ovid, A. W. v. Schlegel)

Von Dr. Paul Keseling, Lingen (Ems)

Von den Gedichten des A. W. v. Schlegel hat sich die Romanze „Arion“, die unverkennbar Schillers Geist und Pathos durchpulst, bis heute lebendig und wirksam erwiesen, und gerade durch dieses Gedicht ist die Arionsage allgemein bekannt geworden. Daß eine solche Bearbeitung eines antiken Sagenstoffes irgendwie auf antike Vorbilder zurückgeht und damit Zeugnis ablegt für die Ewigkeit der Antike, liegt ohne weiteres auf der Hand. Auch hat man längst beobachtet, daß Schlegel im Gegensatz zu Tieck, der denselben Gegenstand dichterisch behandelt hat, sich eng an die grundlegende Stelle bei Herodot I, 23 und 24 anschließt [1]). Aber neben Herodot ist auch die Fassung bei Ovid, Fasti II, 83 ff. für den deutschen Dichter maßgebend gewesen. Und erst eine genaue Gegenüberstellung des Wortlauts vermag uns einen Begriff von Art und Tragweite dieses doppelten Abhängigkeitsverhältnisses zu geben. Sie möge hier darum in Tabellenform eine Stelle finden.

Arion von A. W. v. Schlegel.	Herodot I, 23 und 24; Ovid Fast. II, 83 ff.
Str. 1 Arion war der Töne Meister, Die Zither lebt in seiner Hand; Damit ergötzt er alle Geister,	Herod. 23: [2]) „Arion von Methymna . . . . Ovid 91 f.: Cynthia saepe tuis fertur, vocalis Arion, tamquam fraternis obstupuisse modis. ein Zitherspieler, wie keiner dazumal . . . .
Und gern empfing ihn jedes Land.	Ovid 93: Nomen Arionium Siculas impleverat urbes captaque erat lyricis Amonis ora sonis.
Er schiffte goldbeladen Jetzt von Tarents Gestaden, Zum schönen Hellas hingewandt.	Herod. 24: . . . und, als er große Schätze erworben, wollte er wieder heim nach Korinth. Er fuhr von Tarent aus . . . Ovid 95: Inde domum repetens puppim conscendit Arion / atque ita quaesitas arte ferebat opes.
Str. 2 Zum Freunde zieht ihn sein Verlangen, Ihn liebt der Herrscher von Korinth.	Herod. 24: . . . wollte er wieder heim nach Korinth. Dieser Arion hatte eine geraume Zeit bei Periandros sich aufgehalten . . .
Eh' in die Fremd' er ausgegangen . . .	. . . und nun gelüstete ihn, nach Italien und Sikilien zu fahren . . .
Str. 3 Arion sprach: „Ein wandernd Leben Gefällt der freien Dichterbrust . . .	
An wohlerworbnen Gaben Wie werd' ich einst mich laben, . . . (vergl. Str. 21)	Ovid 96: atque ita quaesitas arte ferebat opes. Herod. 24: . . . und als er große Schätze erworben . . . .

[1]) Vgl. z. B. Aus deutschen Lesebüchern III 8 (Leipz. 1912), 53.

[2]) Die Stellen aus Herodot sind nach der Uebersetzung von Fr. Lange gegeben (neu herausgegeben von O. Güthling, Leipzig, Reclam v. J.).

Str. 5	Es bleiben Wind und Seegewogen, Auch nicht ein fernes Wölkchen graut, Er hat nicht allzuviel den Wogen,	Ovid 97: Forsitan, infelix, ventos undasque timebas. At tibi nave tua tutius aequor erat.
	Den Menschen allzuviel vertraut. Er hört die Schiffer flüstern, Nach seinen Schützen lüstern;	Herod. 24: . . . und weil er zu keinem mehr Zutrauen hatte als zu den Korinthern . . . und als er dies merkte . . . Die aber beredeten sich unter einander, . . . sie wollten . . . . . . seine Schätze behalten . . .
	Doch bald umringen sie ihn laut.	Ovid 99 f: Namque gubernator districto constitit ense / caeteraque armata conscia turba manu.
Str. 6	„Du darfst, Arion, nicht mehr leben! Begehrst du auf dem Land ein Grab, So mußt du hier den Tod dir geben, Sonst wirf dich in das Meer hinab." „So wollt ihr mich verderben? Ihr mögt mein Geld erwerben, Ich kaufe gern mein Blut euch ab."	Herod. 24: . . .sie wollten den Arion über Bord werfen . . . . . .sondern sie befahlen ihm, entweder sich selbst ums Leben zu bringen, auf daß er am Lande könnte begraben werden, oder auf der Stelle aus dem Schiff zu springen. . . . bat er flehentlich, die Schätze könnten sie hinnehmen, sie möchten ihm nur das Leben lassen.
Str. 7	„Nein, nein, wir lassen dich nicht wandern, . . .	Jb. Aber das rührte sie nicht.
Str. 8	„Gewährt mir denn noch eine Bitte, Gilt, mich zu retten kein Vertrag: Daß ich nach Zitherspieler-Sitte, Wie ich gelebet, sterben mag. Wenn ich mein Lied gesungen, Die Saiten ausgeklungen, Dann fahre hin des Lebens Tag."	Jb. Da nun Arion gar nicht wußte, was er tun, sollte, bat er wenn es nun einmal so sein müßte, so möchten sie ihm doch erlauben, daß er in seinem vollen Schmuck sich könnte auf die Ruderbank stellen und singen, und wenn er gesungen, versprach er, wollte er sich selber ums Leben bringen. Ovid 103 f: *) . . . Mortem non deprecor, inquit, sed liceat sumpta pauca referre lyra.
Str. 9	Die Bitte kann sie nicht beschämen Doch solchen Sänger zu vernehmen, Das reizet ihren wilden Sinn.	Ovid 105: Dant veniam videntque moram. Herod. 24: Da kam sie die Lust an, den Meister des Gesanges zu hören. cf. Gellius XVI, 19: prolubium audiendi subit.
Str. 10	Der Jüngling hüllt die schönen Glieder In Gold und Purpur wunderbar usw. . . . . . . Um Hals und Stirn und Wangen Fliegt duftend das bekränzte Haar.	Ovid 107: Induerat Tyrio bis tinctam murice pallam. Herod. 24: Und er tat seinen ganzen Schmuck an. Ovid 105 f: Capit ille coronam, / quae posset crines, Phoebe, decere tuos.
Str. 11	Die Zither ruht in seiner Linken, Die Rechte hält das Elfenbein: . . . . . Er schreitet vorn zum Rande	Herod. 24: . . . und nahm seine Zither. cf. Ovid 108: reddidit icta suos pollice chorda sonos. Herod. 24: . . . und stellte sich auf die Ruderbank und spielte die hohe Weise.
Str. 12	Er sang:	vgl. Gellius, Noct. Att. XVI, 19: stansque in summae puppis foro
Str. 14	„Ich muß hinab, ich will nicht zagen! Die Götter schauen aus der Höh." . . . . . So sprang er in die tiefe See.	Ovid 103: Ille metu vacuus . . . Ovid 117: Di pia facta vident. Ovid 11: Protinus in medias ornatus desilit undas. Herod. 24: . . . stürzte er sich in das Meer, so wie er ging und stand, in seinem ganzen Schmuck.

*) Zu Vers 103 f: Ille metu vacuus „Mortem non deprecor", inquit, sed liceat . . .

Vergl. Schillers „Bürgschaft", Str. 2: „Ich bin," spricht jener, „zu sterben bereit / Und bitte nicht um mein Leben; / Doch willst du Gnade mir geben usw.

Str. 15	Ihn decken alsobald die Wogen, Die sichern Schiffer segeln fort. Delphine waren nachgezogen, ... Eh' Fluten ihn ersticken, Beut einer ihm den Rücken Und trägt ihn sorgsam hin zum Port.	Ovid 112: Spargitur impulsa caerula puppis aqua. Herod. 24: Die Schiffer fuhren nun weiter nach Korinth, . . . Ovid 113: Inde, fide maius, tergo delphina recurvo se memorant oneri supposuisse novo.
Str. 17	So trägt den Sänger mit Entzücken Das menschenliebend sinn'ge Tier. Er schwebt auf dem gewölbten Rücken, Hält im Triumph der Leier Zier. Und kleine Wellen springen, Wie nach der Saiten Klingen, Rings in dem blaulichen Revier.	Herod. 24: . . . ihn aber . . . nahm ein Delphin auf und brachte ihn nach Tänaron. Ovid 115: Ille sedens (cf. 113 tergo . . . recurvo) citharamque tenet pretiumque vehendi / cantat, et aequoreas carmine mulcet aquas.
Str. 18	Wo der Delphin sich sein entladen, ... Da wird dereinst an Felsgestaden Das Wunder aufgestellt in Erz.	Herod. 24 fin: Es ist noch von Arion ein ehernes Weihgeschenk, nicht eben groß, bei Tänaron . . cf. 23 init: . . . und erlebte ein außerordentliches Wunder . . .
Str. 20	Arion eilt nun leicht von hinnen. . . . . . Schon glänzen ihm Korinthus' Zinnen, Er wandelt singend durch die Flur.	Herod. 24: Und er stieg ab an das Land und wandelte nach Korinth in seinem Schmucke,
Str. 21	Er tritt hinein:	und wie er ankam,
Str. 22	Dann spricht er von den Wunderdingen, Daß Periander staunend horcht. . . . . . Die Täter zu entdecken, Mußt du dich hier verstecken.	erzählte er alles, was ihm begegnet. Periander aber glaubte ihm nicht nicht und hielt den Arion in Gewahrsam . . . und hatte acht auf die Schiffer.
Str. 23	Und als im Hafen Schiffer kommen, Bescheidet er sie zu sich her. „Habt von Arion ihr vernommen? . . . . . „Wir ließen recht im Glücke Ihn zu Tarent zurücke." Da, siehe! tritt Arion her.	Als diese nun anlangten ließ er sie rufen und erkundigte sich, ob sie nichts von Arion wüßten. Sie sagten, der wäre wohlbehalten in Italien, und sie hätten ihn gesund und munter in Tarent verlassen. Da trat Arion hervor,
Str. 24	Gehüllt sind seine schönen Glieder usw. (vergl. Str. 11 ff.).	ebenso angetan wie damals, als er aus dem Schiffe sprang.
St. 25	Sie müssen ihm zu Füßen sinken, Es trifft sie wie des Blitzes Schein.	Und sie gerieten in Bestürzung und waren überführt und konnten nun nicht mehr leugnen.

Ein aufmerksamer Vergleich dürfte Klarheit darüber schaffen, bis zu welchem Grade in erster Linie der griechische Geschichtsschreiber, dann aber auch sekundär der römische Elegiker den deutschen Romantiker in ihren Bann gezogen haben. Die Abhängigkeit, wie sie hier zu Tage tritt, geht offenbar weit über das rein Inhaltliche und Stoffliche des Gegenstandes hinaus; sie beschränkt sich nicht auf die bloße Gedankenfolge, sondern wirkt sich sogar in der sprachlich-dichterischen Darstellung aus bis auf Satzbau, Wortwahl und Ausdrucksweise. Schlegel, der begeisterte Schüler des Göttinger Philologen Heyne, kannte eben seine Klassiker, seinen Herodot und Ovid, und wußte sie zu nutzen. Dabei wahrte er doch andrerseits immerhin eine gewisse dichterische Selbständigkeit. Die Umsetzung der epischen Erzählung in ein dramatisches Wechselgespräch wie auch das „Schwanenlied" des Sängers sind sein Werk; eigenartig ist, daß er hier den naheliegenden Vergleich mit dem weisen Vogel, den ihm zudem Ovid an die Hand gab, verschmäht hat. Auch die breitere Ausmalung des freundschaftlichen Verhältnisses zu Periander geht auf das Konto des modernen Nachdichters, und was endlich den Schluß des Gedichtes angeht, die Bestrafung der Räuber, so fand Schlegel jedenfalls bei Herodot und Ovid dafür keinerlei Andeutung. Möglich also, daß er noch andere Quellen heranzog, wie er vielleicht auch die Fassung bei Gellius ge-

kannt hat. Wenn andrerseits Ovid sich nicht genug tun kann, von vornherein die Macht des Sängers auch über die belebte und leblose Natur recht eindringlich vor Augen zu führen (vergl. dazu etwa Eurip. Alk. 579 ff.), so geht Schlegel über dieses doch so dankbare Motiv einfach hinweg, vielleicht um die Delphinepisode desto wunderbarer erscheinen zu lassen. Jedenfalls gewährt eine solche σύγκρισις einen Blick in die Werkstatt des Dichters, wie er lohnender und reizvoller kaum gedacht werden kann; zudem aber läßt sie uns an einem geradezu klassischen Schulbeispiel ersehen, wie fruchtbar und lebenzeugend „das Erbe der Alten" ist.

Unser Kirchenlateinisches Wörterbuch*)

R. L.

Man wird zugeben müssen, daß die lateinische Lexikographie in den letzten Jahrzehnten auf deutschem Sprachgebiet sorgsame und stets gesteigerte Pflege gefunden hat. Im Jahre 1900 vereinigten sich die Akademien von Berlin, Göttingen, Leipzig, München und Wien zur Neuherausgabe oder besser zur Neuschaffung des Thesaurus Linguae Latinae — ein Riesenwerk, das durch die Erschütterungen des Weltkrieges leider ins Stocken geraten ist. Ein Auszug daraus, das Epitome Thesauri Latini von Vollmer, das in vier Quartbänden etwa einen Siebentel des Thesaurus umfassen sollte, mußte aus ähnlichen Gründen nach den ersten Lieferungen (Teubner 1912) unterbrochen und auf unbestimmte Zeit verschoben werden. An guten Schulwörterbüchern haben sich Stowasser, Heinichen und Menge neben die immer noch geschätzten Handbücher von Klotz und Georges gestellt. Tüchtige etymologische Lexika sind uns von Zimmermann und besonders von Walde geschenkt worden. Dazu kommt eine Reihe von Monographien über die Sprache der Inschriften und eine größere Anzahl von Spezialexika zu einzelnen Autoren.

Was ist aber in dieser ganzen Zeit für die Wortkunde der lateinischen Kirchensprache geschehen? Außer dem 1916 erschienenen Liturgischen Lexikon, dem Vorläufer unseres Kirchenlateinischen Wörterbuches, so gut wie nichts. Und doch ist gerade das Kirchenlatein gegenüber dem Klassiker-Latein eine lebende Sprache: In Liturgie, Jus Canonicum, Dogma, Moral und als offizielle kirchliche Amtssprache treibt es stetsfort neue Blüten. Bezeichnend für diese Entwicklungsfähigkeit ist, daß über ein Viertel des im kirchenlateinischen Wörterbuch gesammelten Wortschatzes in keinem der uns geläufigen lateinischen Wörterbücher sich findet. Und dies, trotzdem die Gelehrten und Literaten, ja die Gebildeten überhaupt schon seit Jahren dem Sprach- und Gedankengut des katholischen Mittelalters mit steigendem Interesse sich zuwenden. Ueber seine Existenzberechtigung braucht sich demnach das kirchenlateinische Wörterbuch nicht erst auszuweisen; es war längst ein schreiendes Bedürfnis.

Uebrigens genügt ein Blick in das neue Lexikon, um seinen Wert und seine selbständige Bedeutung klar zu legen. Es bietet zunächst ein ziemlich vollständiges Wörterverzeichnis zum römischen Missale, Brevier, Rituale, Pontifikale, Caeremoniale, Martyrologium, Codex Juris Canonici, zur Vulgata und zu den Proprien der Bistümer Deutschlands, Oesterreichs, Ungarns, Luxemburgs, der Schweiz und zahlreicher kirchlicher Orden und Kongregationen. Daneben sind bedeutendere Werke über Dogma, Moral und Kirchenrecht ausgiebig berücksichtigt. Geradezu erstaunlich ist die Menge der angeführten Eigennamen. Sie sind, wie überhaupt alle Stichwörter, mit genauer Quantitätsangabe versehen, ausgenommen natürlich die Wörter, die sich nicht den lateinischen Aussprachegesetzen fügen. Hätte es sich bei diesen nicht verlohnt, wenigstens den traditionellen Wortakzent anzugeben, wie es unsere Konversationslexika tun? Bei ganz wenigen Ausdrücken ist dies geschehen (cf Obedédon). In Konvikten und Seminarien, wo die Vulgata einen Teil der offiziellen Tischlesung bildet, wäre mit solchen Angaben gewiß vielen gedient, denn nicht jeder weiß, daß er Noemi, Schibbóleth usw. lesen muß. Dankbar wird man dafür die gewissenhafte Uebersetzung der morgenländischen Eigennamen entgegennehmen, die besonders dem Prediger und Exegeten manches interessante Streiflicht eröffnet. Die Beifügung der griechischen Stammformen bei lateinischen Lehnwörtern zeigt, wie viele sakrale Termini das Lateinische der griechischen Schwestersprache entnommen hat. Daß die Siglen der verschiedenen Orden und Kongregationen jeweilen aufgelöst und übersetzt werden, wird man umso mehr begrüßen, als selbst unser kirchliches Handwörterbuch diesbezüglich versagt und es bei der großen Zahl unserer kirchlichen Gesellschaften auch für den Fachmann nicht mehr leicht ist, die einander oft sehr ähnlichen Abkürzungen zu entziffern. Eine willkommene Hilfe für den geistlichen Berater des Lexikons wie für den mit dem Missale vertrauten

*) Dr. Alb. Sleumer, Kirchenlateinisches Wörterbuch, Verlag v. Gebr. Steffen, Limburg a. d. Lahn 1926. 840 Seiten, 4°. Preis geheftet Mk. 27.—, geb. Mk. 30.—. (Erhältlich auch gegen monatliche Ratenzahlungen von Mk. 5.—.)

aien bilden auch die am Anfang zusammengestellten „Abkürzungen in den Direktorien der Bistümer und kirchlichen Orden". Ungeteiltes Lob verdient vollends die Beigabe einer ausführlichen Anleitung zur richtigen Aussprache des Lateins aus der tüchtigen Feder von Dr. Bernhard Rötter.

Neben der relativen Vollständigkeit ist die praktische Einstellung ein Hauptvorzug unseres Wörterbuches. Es will nicht ein Thesaurus sein für den ausschließlichen Dienst des Gelehrten, sondern ein Handbuch für den täglichen Gebrauch der verschiedensten gebildeten Kreise. In seiner Eigenschaft als SpezialleXikon für Kirchenlatein will es auch keineswegs die bisherigen Schulwörterbücher zur lateinischen Gesamtliteratur ersetzen oder verdrängen. Gerade darum darf es gewissen Forderungen, die an ein Wörterbuch der letztern Gattung gestellt werden, übergehen, so z. B. die flexivischen und etymologischen Vermerke. Werden letztere doch gegeben, müssen sie sich durch eine spezifische Beziehung zum Zweck des Buches rechtfertigen. Unter diesem Gesichtspunkt hätte der Verfasser, wenn er zu abyssus eine ausführliche Etymologie geben wollte, in erhöhtem Maße Wörter wie catholicus u. a. ihrer Herkunft nach erklären müssen. In ausgezeichneter Weise ist dieser Forderung Rechnung getragen worden beim Stichwort benedico.

Auch Syntax, Phraseologie und Stilistik können in unserm Kirchenlateinischen Wörterbuch nur mäßig berücksichtigt werden, weil die Kirchensprache im Laufe der Jahrhunderte eine beständige Entwicklung durchgemacht hat und die Fixierung derselben den Rahmen eines Handbuches weit überspannen würde. Gut gewahrt ist im allgemeinen das semasiologische Prinzip, d. h. die Anordnung der Bedeutungsvariationen eines Wortes nach historisch-psychologischen Grundsätzen. Mancherorts hätten indes angeführte Hebraismen auch ausdrücklich als solche hervorgehoben werden sollen.

Etwas mehr dürfte unseres Erachtens in einer Neuauflage geschehen bezüglich der Parallelstellen und Belege. So möchten wir für Hapaxlegomena oder nur ganz selten vorkommende Ausdrücke — seien es Appellativa oder Personennamen — die Indizierung der betreffenden Stellen vorschlagen. Teilweise ist sie ja erfolgt; wir verweisen nur auf mediterraneus 2 Mach. 8, 35; pronubus Iud. 14, 20. Diese Arbeit ist übrigens für den Lexikographen nicht so schlimm, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte, da eine tüchtige Verbalkonkordanz ihn dabei sicher führen wird; sie ist aber für die Charakterisierung der Kirchensprache sehr instruktiv. In Authenrieth-Kägis Homerwörterbuch z. B. bedeutet ein beigefügtes Kreuz, daß für das betreffende Wort alle Stellen angegeben sind. Selbst für häufiger vorkommende Wörter würde der Hinweis auf die eine und andere typische Parallelstelle oft dem Verständnis mehr dienen als der beste Kommentar.

Besonders wichtig erscheint uns die Anführung von Belegstellen bei kirchenrechtlichen Artikeln. Wir sind ja so glücklich, in unserm Codex Iuris Canonici ein Gesetzbuch von unerreichter Klarheit und Präzision zu besitzen. Wie angenehm ist es für den Benützer des Lexikons, wenn er sich sofort an der Quelle erschöpfende Auskunft über den Bedeutungsumfang eines juristischen Ausdrucks holen kann. Nach dieser Richtung sind die Verweisstellen übrigens sehr häufig (cf. die Wörter accusatorius, advena, caeremonialis, dolus, domicilium, locus, munus, praeventio, privilegium, ratus, res, respicio, respondere, schismaticus, subreptio, tempus, vox etc.). Andere technische Termini dagegen, wie abbas nullius, abrogatio, censura, communicatio, compensatio, incola, pubes, promulgatio, recursus, stipendium, suspensio usf. ermangeln jeglichen Hinweises. Nicht eben einfach ist die Verweisung bei Ausdrücken aus Dogma, Moral und Philosophie, weil die einzelnen Theologen sich bald auf diesen, bald auf jenen Autoren stützen werden. Immerhin darf man die Summa des hl. Thomas wohl in der Hand jedes Geistlichen voraussetzen. Als für den Zweck des Buches vorbildliche Artikel möchten wir neben vielen andern hervorheben: abs, ignorantia, in, manus, missa, nomen, officium, pono, ratio, rationale, sermo, spiritus, suffragium, tempus, testis, titulus, vanitas, vas, virtus, voluntas.

An Lücken und Irrtümern, die sich da und dort ins Werk eingeschlichen haben, berühren wir hier nur einige Kleinigkeiten, die uns als Schweizer-Benediktiner besonders nahe liegen. Beim Stichwort Angelorum-Mons hätte angegeben werden sollen, daß sich in Engelberg (nicht Engelsberg!) eine Benediktiner Abtei befindet; dies war doch wohl der eigentliche Grund der Aufnahme des Artikels ins Wörterbuch. Das Kloster Maria-Stein scheint dem Autor ganz entgangen zu sein. Die Form Dissentis wird vom neuen Geographischen Lexikon nicht mehr anerkannt, widerspricht auch der lateinischen Herkunft des Namens. Muri ist 1841 aufgehoben worden (nicht 1840!) und lebt seit 1845 in Gries weiter.

Was schließlich die den Namen der Proprienheiligen beigefügten Lebens-Beschreibungen betrifft, sind sie jedenfalls vom philologischen Standpunkt aus ein Fremdkörper im Lexikon. Ein Wörterbuch darf sich nicht zum Diener außerhalb seiner Sphäre liegender Sonderinteressen und Lieblingsideen machen, seien sie an sich noch so fromm und berechtigt. Das stört den wissenschaftlichen Charakter und die einheitliche Geschlossenheit des Werkes. Wie viel nützlicher Raum, der

in der oben angedeuteten Weise für die lexikographische Ergänzungen hätte verwendet werden können, geht mit diesen fast Blatt für Blatt wiederkehrenden und oft ganze Spalten füllenden Biographien verloren! Historische Notizen von größerem Umfang gehören nicht in ein Wörterbuch, selbst wenn es zutreffend wäre, daß diese Lebensläufe von Heiligen und Seligen sonst „nur mit großem Aufwand von Zeit und Geld" ermittelt werden könnten (Einleitung S. 12). Ein Vergleich mit Buchbergers Kirchl. Handlexikon zeigt übrigens, daß es damit so schlimm nicht ist. So finden sich von den 75 Proprienheiligen, die auf den Buchstaben A entfallen, rund zwei Drittel auch im Handlexikon; der Rest enthält meist Selige oder Namen, von denen wir nicht viel Sicheres wissen. In ähnlichem Verhältnis stehen die übrigen Buchstaben des Alphabetes. Bei dieser Untersuchung hat sich uns auch die Wahrnehmung aufgedrängt, daß bei den im Kirchenlat. Wörterbuch behandelten Proprienheiligen nicht nur die Schreibung der Namen häufig eine durchaus veraltete ist, sondern daß diese Lebensgänge auch sonst vielfach ziemlich unkritischen Charakter tragen. Das darf uns nicht wundern, wenn wir vernehmen, daß der Verfasser sich darauf beschränkt hat, jeweilen einen Auszug aus dem betreffenden Abschnitt der Proprien zu geben. Selbst in den revidierten Proprien findet sich ja noch viel Legendäres und Obskures. Man braucht nur die Behandlung eines und desselben Heiligen in den Proprien zweier verschiedener Diözesen zu vergleichen, um sich davon zu überzeugen. Von den vielen historischen Schnitzern, die sich auf diese Weise in unser Wörterbuch einschleichen mußten, sei als Schulbeispiel einzig die Behandlung unserer Schweizer Heiligen Felix und Regula angeführt. Der Autor bringt die beiden getrennt. Felix wäre nach seiner Darstellung gestorben um 280 und zwar in Glarus, Regula um 285 in Zürich. Und doch wird ausdrücklich betont, daß sie miteinander vor den Richterstuhl geschleppt, gefoltert und enthauptet wurden! Da drängt sich doch die Frage auf, was solche zweifelhafte Angaben dem Leser nützen können. Sowieso kommen als Interessenten für gewöhnlich nur Leute in Betracht, die den betreffenden Heiligen oder Seligen regional nahe stehen oder die sich mit hagiographischen Studien befassen. In jedem Fall aber wird es ihnen leicht sein, sich ein Proprium der betreffenden Diözese zu verschaffen. Wir gehören also keineswegs zu den vielen, die diese Lebensbeschreibungen noch erweitert wissen möchten, sondern vielmehr zu den wenigen, die für deren Streichung resp. Reduzierung auf einige knappe und gesicherte Angaben eintreten.

Die im Vorstehenden gemachten Aussetzungen und Vorbehalte wollen und können indes den Wert der Publikation als Ganzes in keiner Weise beeinträchtigen. Sie bleibt ein Werk von hoher und dauernder Bedeutung, das eine Unsumme von Arbeit und selbstloser Opferfreudigkeit bei Verfasser und Mitarbeitern voraussetzt. Auch den rührigen Verlag kann man zu diesem großen Wurf nur warm beglückwünschen. Er hat zudem durch saubern und übersichtlichen Druck, festes Papier, soliden und gefälligen Einband dafür gesorgt, daß das Buch unter der neuern Diktionär-Literatur sich ohne Scheu sehen lassen darf. Ehrenpflicht des katholischen Gebildeten ist es nun, dem mutigen Unternehmen zum vollen Erfolg zu verhelfen; er leistet damit auch sich selbst den besten Dienst!

Zunftstube

Die „Bibliothek der Heiligen".

Daß in Italien „neues Leben aus den Ruinen blüht", zeigen die jüngsten Ereignisse auf politischem, sozialem, religiösem und nicht zuletzt literarischem Gebiet. Gerade hier weht ein frischer Hauch mit einer Freiheit, die noch vor ein paar Jahren undenkbar gewesen wäre. An die Briefe der hl. Katharina v. Siena, die Professor Misciatelli, und die Libri di Fede, die Papini mit einem ganzen Stab von hervorragenden Mitarbeitern herausgegeben, schließt sich eben eine neue Sammlung, die den Namen „Bibliotheca dei Santi — Bibliothek der Heiligen" trägt. Man muß es dem Istituto Editoriale Italiano, das diese Sammlung herausgibt, lassen, daß es einen ganz idealen, wagemutigen Geist an den Tag legt und in der Ausstattung dieser Bücher auch vor großem Aufwand nicht zurückschreckt. Vor allem aber verwendet es eine mustergültige Sorgfalt hinsichtlich des Textes selbst, der nur beste Werke von Heiligen enthält und wissenschaftlich wie künstlerisch vorzüglich redigiert ist. Jeder Band wird einer Autorität ersten Ranges anvertraut. Die oberste Leitung liegt in den Händen von Mons. Dr. Giovanni Galbiati, dem Präfekten der Ambrosiana, der die Wahl der Schriften und der Herausgeber überwacht und dessen umfassendes und in der gelehrten Welt anerkanntes Wissen allein schon für die Vorzüge der Sammlung Gewähr leistet. Er gibt auch in der Einleitung zur ganzen Sammlung die Gründe an, die zur Bildung der „Bibliothek der Heiligen" geführt haben, nämlich: der heutigen sturmdurchtobten Zeit das ruhige, trostvolle Wort der Heiligen ins Gedächtnis zu rufen, durch den Einfluß ihrer Schriften an der geistigen Wiedererneuerung der modernen Kultur mitzuarbeiten, die weniger verständlichen und seltenen Schriften der Heiligen dem breiten Volke zugänglich zu machen und endlich den Heiligen und ihren Werken den ihnen in der Literatur gebühren-

den Platz zu sichern. Bis jetzt sind 6 Bände erschienen.

Der erste enthält die Fioretti (p. 304, Lire 14.—). Sie wurden von Mariz Ravelli besorgt, die noch den Sonnengesang, das Leben des Frate Ginepro und Egidio, die Kapitel über die Lehren und Sprüche des Frate Egidio hinzufügte und in einer sorgfältigen Einleitung mit großer Sachkenntnis über das Wesen der Fioretti und die Bildung und Bedeutung der verschiedenen franziskanischen Legenden handelt.

Im zweiten Band gibt der Passionist Amedeo Casetti eine reiche Auswahl aus dem Epistolario des hl. Paul vom Kreuze (p. 286, Lire 14.—), alles Briefe asketischen Inhaltes, die die ganze Seelengüte, das unbesiegliche Gottvertrauen und die flammende Gottes- und Nächstenliebe des Heiligen atmen.

Im dritten Bande veröffentlicht der hervorragende Kenner der alten Sprachen, Prof. Giovanni Mamone, eine feine Uebersetzung von Omelie scelte — Ausgewählte Homilien — des hl. Johannes Chrysostomus (p. 318, Lire 14.—) mit einer einleitenden Abhandlung, die von hervorragender kritischer Methode und reicher Quellenkenntnis zeugt. Die Auswahl enthält die schönsten Seiten aus den verschiedenen Büchern des Heiligen. Die Uebersetzung ist nach dem ursprünglichen, griechischen Texte geschaffen aber ganz in lebendiges Italienisch umgegossen.

Daran schließen sich Le più belle pagine delle Omelie di S. Carlo Borromeo (p. 294, Lire 14.—), die der Großpönitenziar und ausgezeichnete Kenner des Heiligen, Mons. Carlo Gorla, herausgibt. Auch da führt eine überaus interessante Studie über den Charakter der Predigten des hl. Karl in das Werk ein. Der hl. Karl hinterließ eine Menge Schriften asketischen Inhaltes und Homilien. Es ist das große Verdienst Mons. Gorlas, sie zum erstenmal organisch geordnet herauszugeben.

Den fünften Band besorgte Dr. Giovanni Casati, der Herausgeber der ausgezeichneten Zeitschrift Rivista di Letture, eine erste Autorität auf dem Gebiete der Literaturwissenschaft, und zwar gab er Sermoni e commenti evangelici di S. Alfonso Maria di Lignori (p. 318, Lire 14.—) heraus. Sie sind den besten Predigtwerken des Heiligen entnommen.

Im sechsten Band veröffentlicht Anna Cristofoli die Abhandlung des hl. Ambrosius: Della verginità e dei vergini, der sie eine eigene Studie über die gottgeweihten Jungfrauen jener Zeit, den Ritus ihrer Weihe vorausgehen läßt und dann zeigt, wie der hl. Ambrosius, unterstützt von seiner Schwester Marcellina, diese hl. Institution pflegte. Daran schließt sich ein Kommentar über die Bücher des hl. Ambrosius, die von der Jungfräulichkeit handeln.

Auch die folgenden Bände, deren Erscheinen angekündigt ist, lassen sowohl dem Texte wie auch den mit der Herausgabe betrauten Schriftstellern nach, Großes und Schönes erwarten. Das Abonnement auf die ganze Sammlung, die etwa 40 Bände umfassen soll, beträgt 500 Lire. Man kann aber auch bloß auf 20 Bände zum Preise von 280 Lire abonnieren. P. Gerard Fäßler, O. Cap., Stans.

Ein neues Religionslehrbuch.

Schon der Titel *) dieses neuen Werkes verrät des Herausgebers Großzügigkeit, in der er ein Lehrbuch zu schaffen gedachte, das manchen bisherigen Uebelständen im Religionsunterricht abhelfen sollte. Es dürfte denn auch berufen sein, eine Lücke in der religiösen Unterrichtsliteratur für die Mittelschulstufe auszufüllen. Das Ganze umfaßt in vier Bänden eine dreiteilige Glaubenslehre, die Sittenlehre und die Kirchengeschichte.

Die Einteilung der Glaubenslehre weicht von der bisher in Lehrbüchern üblichen stark ab, allerdings nach des Verfassers ausgesprochener Absicht. Er will nicht einseitig Offenbarungsgeschichte, auch nicht systematische Apologetik bieten, weil ihn die Erfolge solcher Methoden nicht befriedigten; Einzelfragen aus diesen Gebieten werden im Zusammenhang mit dem übrigen Stoff besprochen. Er geht aus „vom katholischen Jungen und seiner Gegenwartskirche". Von der auf Christus zurückgeführten Einrichtung der Kirche kommen wir zu deren göttlichen Aufgaben, um schließlich zu untersuchen, „inwieweit sich das Göttliche in der empirischen Kirche verwirklicht hat." Ein viertes Kapitel handelt von der Vernünftigkeit des katholischen Glaubens. Als Anhang ist dem ersten Band die sehr praktische christliche Lebensordnung des Mainzer Domkapitulars Heinrich beigegeben. — Der zweite Band gibt zuerst die Christologie und im letzten Teil die Lehre von Gott. Die ganze Anlage mag auf den ersten Blick überraschen, vielleicht sogar befremden, da wir ganz an das logische Schema: Gott — Christus — Kirche gewöhnt sind. Sie will aber offensichtlich ganz auf die Bedürfnisse der heutigen Jugend mit ihren, gegenüber früher, besonders in den Kriegsländern oft wesentlich verschiedenen Verhältnissen, eingehen. Ob sie sich bewährt, muß die Erfahrung zeigen. Der Verfasser scheint mir freilich in seinem Reformeifer weit genug zu gehen. Er verrät ja einen guten psychologischen Blick, wenn er im Religionsunterricht auch auf das Gemütsleben der jungen Leute einwirken will. Doch sollte das weniger Sache des Buches als des Lehrers sein. Den ersten Platz muß auch heute die verstandesmäßige Begründung der Glaubenswahrheiten einnehmen, und hier vermißt man in Junglas' Buch oft eine scharfe Scheidung zwischen Natürlichem und Uebernatürlichem. Daß Religionsphilosophie und -geschichte, Religionspsychologie und Lebenskunde beigezogen sind, auch biblische Theologie und Dogmengeschichte, Naturwissenschaft und Volkskunde zur Vertiefung ihren Beitrag leisten, macht das Lehrbuch gewiß interessant und anregend, dürfte aber doch das klare Er-

*) **Licht und Leben**, Lehrbuch für den katholischen Religionsunterricht an höheren Schulen, herausgegeben von Dr. J. P. Junglas, in Verbindung mit Dr. F. Tillmann und Dr. J. Greven. Düsseldorf, Schwann 1926.

fassen etwas beeinträchtigen. Es werden überhaupt an den Schüler nicht geringe Anforderungen gestellt, besonders durch die ziemlich freie, nicht immer schulgemäße Darlegung der hl. Wahrheiten. Aber durch diese ganze „Glaubenslehre" geht ein so erfrischender, kräftiger und doch lebenswarmer Zug, sie bietet soviel des Guten, daß solche Bedenken auf die Dauer kaum standhalten werden. Wenn der Lehrer auf die Eigenart der heutigen Jugend wie auf die des Buches verständnisvoll eingeht, wird er in ihm eine Quelle des Segens finden, eine Quelle für „Licht und Leben".

Dasselbe muß vom dritten Band, Tillmans Sittenlehre gesagt werden. Sie will mehr Tugend- als Sündenlehre sein und besonders auf die hl. Schrift zurückgehen, vornehmlich auf die Predigt des Heilandes, kommt somit auch wieder einem heute weit verbreiteten Bedürfnis entgegen. Weitschweifige theoretische Fragen, die den Schüler leicht ermüden, sind vermieden. Darum steht dem kurzen allgemeinen Teil ein besonders ausführlich behandelter praktischer gegenüber. Aus dem reichen Stoff ist überall das Wesentliche in erfreulich prägnanter und faßlicher Darstellung herausgehoben.

Licht und Leben will auch die als vierter Band erschienene Kirchengeschichte von Greven vermitteln. Sie liegt bisher im ersten Teil vor: Die Kirche in der griechisch-römischen Welt. Zu loben ist besonders die gute Uebersichtlichkeit, die geradezu ideale Darbietung des Stoffes im Anschluß an die großen Männer der Zeit, die kurz aber treffend charakterisiert sind. Hier wie im beigefügten kurzen Rück- und Ueberblick spricht der erfahrene Religionspädagoge.

Nicht vergessen seien zum Schluß die den einzelnen Bänden eingefügten sorgfältig ausgewählten Bilder, für deren künstlerischen Wert die Namen Fra Angelico, Dürer, Führich etc. bürgen mögen. In der Ausstattung ersetzte der leistungsfähige Verlag den für Schulzwecke ganz ungenügenden Pappband der Nachkriegszeit durch ein solideres Gewand in gefälligem Ganzleinen.

So darf das ganze Unternehmen als kühner, aber gelungener Wurf begrüßt und empfohlen werden. Wenn es auch vorwiegend auf das höhere Schulwesen Deutschlands eingestellt ist, so verdient es doch auch bei uns Aufmerksamkeit. Seine Einführung ließe sich um so eher in Erwägung ziehen, als der Verlag durch Lieferung von Freiexemplaren weitgehend entgegenkommen will. G.

Bücherecke

Hilfsbuch zum deutschen Einheitskatechismus, bearbeitet nach dem Prinzip der religiösen Lebensschule von Georg Deubig, Studienprofessor in Ludwigshafen. Band 1. Vom Glauben. 304 Seiten. Preis brosch. Mark 4.—. In Ganzleinen gebunden Mark 5.50. Limburg a/Lahn, Gebr. Steffen, 1926.

Der Verfasser geht neue Wege und baut auf dem Grunde der religiösen Tat- und Lebensschule seine inhaltlich vollständigen, aber nur in Skizzen zusammengestellten Katechesen auf. Diese sind so inhaltsreich, daß jeder Katechet das ihm Passende daraus entnehmen kann und doch in seiner Eigenart zu katechisieren nicht gehindert ist. Von dem gesammelten Anschauungsmaterial ausgehend, müssen die Schüler weiter mitarbeiten an der Beweisführung und Formulierung der Katechismuswahrheiten. Das Buch gehört in die Bücherei eines jeden Katecheten. Die Bände 2. Von den Geboten, 3. Von den Gnadenmitteln, werden noch im Verlaufe dieses Jahres erscheinen. E. B.

Beispiele, kurze und lehrreiche, **für den neuen Einheitskatechismus** mit eingedruckten Fragen und Antworten. Zugleich religiöses Lesebuch für das katholische Volk von Josef Hanß, Pfarrer. 454 Seiten. Preis broschiert Mark 5.50, in Ganzleinen gebunden Mark 7.—, als Geschenkband in Ganzleinen mit Kopfgoldschnitt Mark 8.—. Limburg a/Lahn, Gebr. Steffen, 1925.

Das Buch enthält nebst sämtlichen Fragen und Antworten des Einheitskatechismus zu jeder einzelnen Antwort ein Exempel aus Leben und Geschichte. Man würde gerne in vermehrter Zahl neue Beispiele sehen, die nicht bereits in bekannten alten Beispielsammlungen abgedruckt sind. Eine etwas lebendigere, aktuelle Einstellung würde den Wert des Buches noch wesentlich erhöhen. Das Werk darf im übrigen bestens empfohlen werden. E. B.

Ausführliche Rechtschreiblehre, gegründet auf den Klang der Laute und auf die Regeln der Sprachlehre, nebst einer vollständigen Satzzeichenlehre, von Josef Lammertz, 7. und 8. Auflage. XXIV und 182 Seiten. Geb. Mk. 3.—, Verlag Schöningh, Paderborn 1922.

Handbuch sinnverwandter deutscher Wörter und Redeweisen. Von Chr. Richter, 4. verb. Aufl. 280 S. Broschiert Mk. 3.30, geb. Mk. 4.20. Verlag Schöningh, Paderborn.

Zwei bewährte Bücher für den Schreibtisch. Das erstere bespricht über 4000 Synonymen in sorgfältiger Auswahl und übersichtlicher Anordnung; das letztere erweitert und erläutert die Sätze des amtlichen Regalbuches durch Zusätze und Beispiele und ist eine notwendige Ergänzung zu unserem Duden. Der aufmerksame Leser kann sich darin überzeugen, daß unsere deutsche Rechtschreibung keineswegs so willkürlich und unlogisch ist, wie gerne behauptet wird. Beide Büchlein empfehlen sich auch durch solide buchtechnische Ausstattung. R. L.

Arbeit ist des Menschen Amme. (Euripides.)
Bist du im Großen treu, im Kleinen nicht,
Verlierst den Dank fürs Große du. (Sophokles.)
Wer unbeneidet ist, ist nicht beneidenswert.
(Aischylos.)

12. Jahrgang Nr. 8 23. Dezember 1926

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Robert Löhrer, Engelberg

Inhalt: Schillers klassische Ideendichtung — Ueber naive und sentimentale Dichtungsart — Die neue Literaturgeschichte unserer katholischen Mittelschulen — Bücherecke —

Schillers klassische Ideendichtung*)

Von Dr. P. Romuald Banz O. S. B., Rektor, Einsiedeln

Durch die ganze klassische Periode Schillers bis zu seinem Tode zieht sich neben den großen Dramen ein Kranz kleinerer Gedichte. Sie sind der reinste Spiegel seines Wesens, Denkens und Strebens, weil sie nichts anderes darstellen als die Ausgestaltung seiner Ideen. Damit ist schon gesagt, daß wir, um zu ihrem Verständnis vorzudringen, uns mit der Ideenwelt des Dichters bekannt machen müssen.

Schillers Ideen hängen auf das innigste mit seinem geistigen Entwicklungsgang zusammen. Dieser gestaltete sich seit 1787 im Gegensatz zu seinen äußern Lebensverhältnissen, die ziemlich einförmig und ständig bleiben, sehr reich und fruchtbar. Er zeigt uns in Schiller den philosophierenden Aesthetiker, den Geschichtsschreiber und den eigentlichen Dichter. Diesen Betätigungen entsprechend lassen sich denn auch seine Gedichte in drei Gruppen ordnen. Zur ersten gehören die Dichtungen, die auf der ästhetischen Kunst- und Lebensauffassung Schillers beruhen. Die zweite umfaßt seine kulturhistorischen Schöpfungen. Die dritte bilden die reifsten Erzeugnisse seines Geistes, die Balladen. Doch ist zu beachten, daß diese Gruppen, wenn auch die erste davon früher einsetzt als die beiden andern, nicht ein Nacheinander darstellen, sondern neben einander laufen, daß es sich also hier nicht um eine chronologische Reihe, auch nicht um den künstlerischen Entwicklungsgang des Dichters handelt.

1. Die ästhetisch-philosophischen Gedichte. Schillers ganze Lebens- und Kunstauffassung war von Ideen getragen und beherrscht. Durch seine ästhetisch-philosophischen Studien, die sich vorzüglich an Kant anschlossen, wurde dieser Zug seines Wesens in hohem Maße vertieft. So darf es uns nicht wundern, daß er, der geborene Dichter, seinen Ideen auch poetischen Ausdruck zu geben suchte.

Die erste Idee, die ihn erfüllt, und die sich durch alle seine Werke zieht, ist die Idee der Freiheit. Sie findet sich aber bei ihm nicht immer in der gleichen Auffassung, sondern ändert sich in dem Maße, als er selber mit den Jahren ein anderer, reiferer wurde. Zuerst begeisterte ihn der politische Freiheitsgedanke. In den Jugenddramen war dieser aber noch völlig unklar und zielte auf die Vernichtung aller bestehenden staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse durch wilden Umsturz. Festere Gestalt gewinnt er im „Don Carlos“, der, wenn er auch nicht auf die Revolution verzichtet, doch als ersten Faktor der allgemeinen Erneuerung eine aufbauende, geordnete Arbeit ins Auge faßte. Als die französische Revolution ausbrach, hoffte Schiller von ihr die ersehnte Befreiung des Menschengeschlechtes. Aber ihr Verlauf brachte ihm die bitterste Enttäuschung. Das Jahrhundert war, wie er sagt, für sein Ideal noch nicht reif. Den Grund dafür findet er in der sittlichen Unzulänglichkeit seiner Zeitgenossen. Die Menschen ließen die Vernunft und ihre Gesetze durch ihre niedern Triebe überwuchern. Diese wurden durch die äußere Freiheit erst recht entfesselt und machten ihre Träger, statt sie zu befreien, zu Sklaven tierischer Leidenschaften.

*) Obige Skizze mag dem Lehrer die Einführung in die Lyrik Schillers, namentlich in seine oft schwierige Ideendichtung erleichtern. Sie ist ein frei behandelter Auszug aus der immer noch sehr lesenswerten Studie: „Schillers ideelle Kunstdichtung“, die P. Benno Kühne, O. S. B., dem Jahresbericht der Stiftsschule Einsiedeln 1867 als Programm beigegeben hat.

Deshalb wandte sich Schiller jetzt der ideellen Freiheit zu. Er versteht darunter die innere Freiheit, die jener Mensch besitzt, der alle Kräfte und Fähigkeiten seiner Person in ein harmonisches Gleichgewicht bringt, so daß Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung in ihm ohne Widerstreit zusammenstimmen. In dieser Harmonie der menschlichen Natur besteht ihre wahre Schönheit.

Mit der Schönheit ist die zweite Idee berührt, von der sich Schiller leiten ließ. Zu ihr muß das Menschengeschlecht wieder erzogen werden, dann erst wird sich auch die rechte politische und damit die allgemeine Freiheit verwirklichen lassen. Diese Schönheit, die „Totalität des Charakters", wie er es auch nennt, glaubte nun Schiller im alten Hellenentum verkörpert zu sehen, und da er der Ansicht war, die Griechen seien durch die schöne Kunst dazu gelangt, zog er den Schluß: die schönen Künste, in erster Linie die Dichtkunst, sind das Werkzeug, der Dichter ist der Schöpfer der ideellen Freiheit und damit der Seelenschönheit, der wahren Humanität. Aufgabe der Kunst und der Künstler ist es, durch Verbreitung der Wahrheit und durch sittlich-veredelnden Einfluß in den Menschen den Widerstreit zwischen Sinnlichkeit und Vernunft aufzuheben und dadurch die Harmonie des Charakters zu erzeugen, welche die Bedingung der ideellen und in letzter Linie auch der politischen Freiheit ist.

Schiller gibt diesem Gedanken vorzüglich in seinen Briefen „über die ästhetische Erziehung des Menschen" Ausdruck. Die schönste poetische Erklärung hiezu, und zugleich ein begeistertes Loblied auf die Kunst enthalten die prächtigen Strophen seines Gedichtes: „Die Künstler". Es stammt zwar aus seiner „vorklassischen" Periode, darf aber hier wohl angezogen werden, weil es die Kunstanschauungen, die ihn fortan beherrschten, wie kein anderes, gleichsam programmatisch wiedergibt. Die Dichtung schildert einleitend das Verhältnis der Kunst und der Schönheit zur Wahrheit und entrollt dann eine Kunstgeschichte des alten Hellas, in welcher die Kunst und ihre Diener als die Erzieher der Menschheit erscheinen. Kunst und Künstler führen die noch rohen Söhne der Natur zuerst zu kindlicher Naturnachahmung, dann zu selbstbewußtem Schaffen nach den Gesetzen der Schönheit, aber immer noch im Banne der Natur, endlich zu jenen obersten Schöpfungen, die ihre Vorlagen nicht mehr bloß in der Natur, sondern in den hohen Ideen des voll entwickelten Menschengeistes haben. Dabei wurden sie selbst zu Idealmenschen, die, von keinem niedern Trieb mehr versucht, „das reine Geisterleben, der Freiheit süßes Recht" gewannen. Schiller schließt, indem er der Kunst und den Künstlern die Aufgabe zuweist, auch jetzt ein neues Zeitalter der ideellen Freiheit, der schönen Menschlichkeit, heraufzuführen. (Aehnliche Gedanken enthalten die Gedichte: „Macht des Gesanges", „Die Sänger der Vorzeit" u. a.)

Zu dieser Mahnung fühlte sich Schiller um so mehr veranlaßt, weil er mit Trauer wahrnahm, in wie schreiendem Gegensatze zu seinen Idealen das wirkliche Leben steht. Die Ideale wohnen in Sphären, die uns unzugänglich sind. So spricht er sich, zum Teil in ergreifender Weise, aus in den Gedichten: „Ideal und Leben", „Der Antritt des neuen Jahrhunderts", „Sehnsucht", „Worte des Wahnes", „Nänie", „Der Pilgrim".

Der gerade Weg zur übersinnlichen Wahrheit ist ja dem Menschen überhaupt versperrt, meint er als Schüler Kants, und nur durch das Herz und mittelst der Schönheit — ein Gedanke, den schon „die Künstler" aussprechen — kann er sich ihr noch nähern. Das ist der tiefere Sinn sowohl seiner satirischen Dichtungen: „Die Philosophen", „Der philosophische Egoist", „Menschliches Wissen", wie seiner ernsten: „Worte des Glaubens", „Hoffnung", „Einem jungen Freund, als er sich der Lebensweisheit widmete," „Der Genius" und besonders: „Das verschleierte Bild von Sais", eine der tiefsinnigsten und besten Schöpfungen Schillers. Dahin gehört auch die „Klage der Ceres", welche die Seele schildert, die umsonst nach der verlorenen Wahrheit sucht, aber in der Schönheit wenigstens ein Pfand davon besitzt.

Nur bei den Frauen und noch mehr beim Kinde hat sich die harmonische Einheit des Menschen reiner erhalten; so verkünden es „Die Würde der Frauen", „Die Macht des Weibes", „Das weibliche Ideal", „Der spielende Knabe" u. a.

Schiller stellt in seiner ideellen Auffassung, wie sie sich in den erwähnten Gedichten ausspricht, die höchsten Anforderungen an die Kunst und an die Künstler. Weil er sie selber während seiner ganzen klassischen Periode als das eigentliche Ziel seines Schaffens beständig im Auge behielt, erklärt es sich leicht, warum ein so ungemeiner sittlicher Adel, eine solche Hoheit der Gesinnung alle seine Kunstdichtungen durchatmet. Er faßte seinen Beruf als einen heiligen, religiösen im Sinne des antiken Vates auf.

Inhaltlich aber hat er insofern schwer geirrt, als er der Kunst eine Aufgabe zuweist, die nur die christliche Religion mit ihrer Wahrheit und Gnade lösen kann.

Formell und rein künstlerisch betrachtet, nehmen diese Dichtungen den untersten Rang unter seinen klassischen Schöpfungen ein, weil in ihnen der Philosoph den Dichter erdrückt, d. h. weil sie sich allzusehr im Abstrakten und rein Begrifflichen bewegen und deshalb oft unklar und verschwommen sind, mögen sie auch die zum Ideellen aufstrebende Natur Schillers am eigenartigsten ausprägen.

2. Die kulturhistorischen Gedichte. Die erste Gruppe der Schillerschen Kunstgedichte wuchs aus seiner ästhetisch-philosophischen Anschauung von der Menschheit heraus. Die zweite dagegen, die kulturhistorischen Dichtungen, entsprangen seinen Ansichten vom geschichtlichen Entwicklungsgang der Kultur der Menschheit. Als „Poesie der in der Kultur fortschreitenden Weltgeschichte" verfolgen sie, allerdings in sehr ungleichem Ausmaß, die Kulturentwicklung in den Perioden: Altertum, Mittelalter und Neuzeit, und ziehen Ackerbau und Städtegründung, Gewerbe und Handel, Kunst und Wissenschaft, Sittlichkeit und Religion in den Kreis ihrer Betrachtung.

a) Der ersten Periode gehört ein Kreis von Gedichten an, in welchen das Kulturleben der Griechen geschildert wird. Dabei lassen sich vier Stufen unterscheiden: der rohe Naturzustand, die Anfänge der Kultur im Landbau, die Hochkultur in den Städten und der Kulturzerfall. Alle diese Stufen, mit Ausnahme der ersten, kommen im „Spaziergang" zur Darstellung. Einleitend beschreibt der Dichter seinen freudigen Gang durch Fluren und Wald (1—34); es folgt die farbensatte Schilderung des glücklichen Landlebens (der Mensch in inniger Fühlung mit der Natur 35—58), dann das prachtvolle Gemälde des städtischen Kulturlebens (der Mensch als Herrscher über die Natur 59—138). Schiller häuft da in seiner griechischen Idealstadt alles Gute und Schöne zusammen, was geschichtlich nur zerstreut in den einzelnen Griechenstädten vorzufinden war: die Einigung der Kräfte, die Religion mit ihrem sittigenden Einfluß, die Aussendung von Kolonien, die Rechtsprechung, der Auszug der Helden in den Kampf für die Vaterstadt, das Aufblühen der Gewerbe und des Handels, der Künste und der Wissenschaft. Freilich folgt der Hochblüte der Kultur gemeiniglich der Zerfall, weil der Mensch, stolz über seinen Sieg über die Schranken der Natur, auch die Schranken der Sittengesetze niedertritt, die Natur in sich selber vergewaltigt und dem Verderben ruft (139—172); Rettung ist dann nur möglich durch die Rückkehr z. Natur (173—200). So schließt sich der Kreislauf der Kulturentwicklung.

Andere Gedichte schildern nur die eine oder andere der erwähnten Stufen. So entrollt sich im „Eleusischen Fest" zunächst das Bild tierischer Verrohung; dann wird der Ackerbau als Vermittler und Träger der beglückenden Kultur eingeführt. In seinem Gefolge erscheint die Religion, die Heiligkeit des Besitzes, die Verarbeitung der Rohstoffe, insbesondere des Eisens und endlich die Gründung der Stadt als des Sammelpunktes der Kultur. Oder es werden nur einzelne Zweige der Kultur gefeiert, so in den schon erwähnten „Künstlern" das Aufblühen der Künste, in den „Göttern Griechenlands" die Religion. In dieser letzten Dichtung, die allerdings in einer Zeit verfaßt wurde, in welcher Schiller erst zur Vollendung zu reifen anfing, schwärmt der Dichter unter schroffer Ablehnung des Christentums für die Poesie des griechischen Polytheismus, der alles mit lebenden Wesen bevölkerte und dadurch der Natur selber höheres Leben einhauchte. Christliche Ueberzeugung wie solides geschichtliches Wissen müssen diese Schöpfung verurteilen. Sie läßt sich aber insoweit entschuldigen, als Schiller das Christentum bloß in der Form des öden rationalistischen Protestantismus kannte und anderseits vom eigentlichen Wesen des Hellenentums und seiner Religion damals nur sehr oberflächliche Kenntnisse besaß.

b) Diese christentumsfeindliche Einstellung Schillers macht es uns begreiflich, daß er für die Kultur des Mittelalters nicht viel übrig hatte. In seinem Aufsatz: „Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter" und in der „Vorrede zur Geschichte des Malteserordens" bezeichnete er die Kreuzzüge als eine Ausgeburt der „Torheit und Raserei", als einen „Rückfall der Europäer in die vorige Wildheit". Immerhin beugt er sich bewundernd vor der Tatsache, daß der mittelalterliche Mensch „das Teuerste an das Edelste" setzte, daß er die Ueberzeugung, die Idee über alle Sinnenreize siegen ließ und so der wahren Menschenwürde so nahe kam, wie es nie zuvor geschehen war. Daß Schiller seiner Anerkennung für diesen idealen Zug der mittelalterlichen Weltanschauung treu blieb, das zeigen uns einige seiner schönsten Balladen, das Drama „Die Jungfrau von Orléans" und der Entwurf zu den Maltesern. Als kulturhistorisches Gedicht, das dem Mittelalter gewidmet ist, hat er uns nur „Die Johanniter" hinterlassen, eine kleine, aber nach der zuletzt berührten Richtung bedeutsame Schöpfung.

c) Auch die dritte Periode, die neuere Zeit, welcher Schiller selber angehörte, kann sich nicht rühmen, mit kulturhistorischen Gedichten in so reichem Maße von ihm bedacht worden zu sein, wie das Hellenentum. Allein, er hat ihr ein Gedicht gewidmet, das jene alle aufwiegt und das mit Recht als die Krone der Dichtungen dieser Art betrachtet wird: „Das Lied von der Glocke". Wie im „Spaziergang" an die Landschaft, so knüpft der Dichter seine Betrachtungen hier an die Tätigkeiten beim Glockenguß an und macht die trauten Glockenklänge zu Verkünderinnen der christlich-bürgerlichen Kultur. Diese dichterischen Gemälde, vier aus dem häuslichen, zwei aus dem öffentlichen Leben, vereinigen reiche Gedankenfülle mit großer Anschaulichkeit, vollendete Geschlossenheit, mit prachtvollem sprachlichem Ausdruck. „Alles, was den Bürger ziert: Frömmigkeit und Zucht, Fleiß und Ord-

nung, Eintracht und Liebe, der Freiheit Schutz und des Hauses Ehre, was ihn schreckt: die Gefahren der Elemente und der unerbittliche Tod, und was ihn schändet: wüste Empörung und Revolution, klingt voller und leiser darin wieder." (Bürgel.)

Unter die kleineren Gedichte, die der Kultur dieser Periode gewidmet sind, gehören „Die deutsche Muse" u. a. Das Gedicht „Die vier Weltalter" faßt die Entwicklung des Kulturlebens noch einmal in ein Gesamtbild.

So durchdringen sich denn in Schillers kulturhistorischen Dichtungen Geschichte und Poesie. Leitende Ideen sind dem Dichter auch hier wie in der ersten Gruppe seiner Dichtungen die Freiheit und Schönheit. Denn die Kultur erscheint ihm als die Summe der Errungenschaften des um seine ideelle Freiheit kämpfenden Menschen, und jede Stufe höherer Bildung als ein neuer Schritt zur Verwirklichung der wahren, schönen Menschlichkeit. Nur treten diese Ideen hier nicht mehr in abstrakter Begrifflichkeit auf, sondern in ihrer geschichtlichen Erscheinung. Die Gedichte enthalten nicht mehr reine Theorie, sondern lehnen an Tatsachen an, weshalb sie auch viel verständlicher sind. Ja, einige reifen zu einer so wahrhaft künstlerischen Durchbildung und Plastik heran, daß sie zu den köstlichsten Perlen deutscher Dichtkunst gerechnet werden müssen.

3. Die Balladen. Wenn in den Gedichten der ersten Gruppe der Philosoph und Aesthetiker, in denen der zweiten der Historiker oft den Dichter verdunkelt, so gehen bei denen der dritten Gruppe der Philosoph und der Geschichtsschreiber im Dichter auf. Der Philosoph bringt in die Poesie den Gehalt (Idee), der Historiker den äußern Stoff, der Künstler gestaltet aus beiden das Meisterwerk. Denn der Ideenreichtum und die Geschichtsauffassung Schillers finden sich auch in seinen Balladen, aber nicht mehr in der früheren Einseitigkeit, sondern in jener Harmonie, die das Gepräge der wahren Kunst und Schönheit bildet. Die Beschäftigung mit der Antike, besonders das Studium der griechischen Tragödie, dann der Umgang mit Goethe, hatten Schillers Kunstgeschmack geläutert und ihn zur Erkenntnis gebracht, daß die künstlerische Vollendung in der gleichmäßigen Verschmelzung von Idee und Form besteht: je höher die Idee und je ausdrucksvoller die Form, um so schöner, vollendeter ist das Kunstwerk.

Die Schillerschen Balladen gehen teils von spezifisch hellenischen, teils von allgemein menschlichen, teils von christlichen Ideen aus.

a) Hellenische Ideen bringen die Balladen „Kassandra", „Der Ring des Polykrates" und „Die Kraniche des Ibikus" zum Ausdruck. Die Idee der „Kassandra" ist die unabwendbare Macht des Verhängnisses, jenes furchtbare Fatum der Alten, das beständig wie eine finsterdrohende Wolke über dem scheinbar so heiteren Himmel des Hellenentums schwebte, bis es über die Unglücklichen gerade in jenem Augenblick hereinbrach, wo sie es am wenigsten erwarteten. „Wer erfreute sich des Lebens, der in seine Tiefen blickt!" — „Der Ring des Polycrates" spricht seine Idee mit den Worten aus: „Mir grauet vor der Götter Neide. Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Sterblichen zu teil." Mit diesen zwei Balladen zerreißt Schiller selber den poetischen Schleier, den er in den „Göttern Griechenlands", den „Künstlern" usw. über die dunklen Seiten des antiken Heidentums geworfen hat. — „Die Kraniche des Ibikus" verherrlichen den unentrinnbaren Rächerarm der Erinnyen.

b) Mehr allgemein menschlich sind, trotz der antiken Szenerie, die Ideen der Freundschaft bis zum Todesopfer und der Liebe bis zum Grabe, die den Balladen „Die Bürgschaft" und „Hero und Leander" zugrunde liegen.

c) So sehr Schiller an sich gegen das Mittelalter eingenommen war, so ist es doch wieder nicht zu verwundern, daß diese schwungvolle Zeit mit ihrem Reichtum an großen Gedanken und kraftgedrungenen Gestalten gerade ihm, der überall das Ideale sucht und bewundert, mannigfachen und bildsamen Stoff lieferte. Den Uebergang zu den Balladen mit rein christlichen Ideen bilden „Der Taucher", „Der Handschuh" und „Der Ritter von Toggenburg". Als die Idee des „Tauchers", der ersten, aber einer der vollendetsten dieser Dichtungen, bezeichnen manche das Hochgefühl für Ehre und Frauenminne, wie es dem mittelalterlichen Ritter eigen war. Doch wird man sie wohl richtiger in den Worten des Tauchers finden: „Der Mensch versuche die Götter nicht!" „Der Handschuh" schildert die Strafe übermütiger Herausforderung; das Gedicht ist weniger dramatisch als die andern Balladen Schillers, aber eine seiner objektivsten Schöpfungen. Der „Ritter v. Toggenburg" besingt in echt mittelalterlicher Auffassung —man denke etwa an Sigune und Schionatulander im Parzifal — die Minne, die, wenn auch ohne Hoffnung, die Treue wahrt bis zum Tode.

Ausschließlich christliche Ideen: der Schutz Gottes, der über der frommen Unschuld waltet, die innere Größe des demütigen Gehorsams, die wunderbaren Fügungen der göttlichen Vorsehung prägen sich in unübertroffener Weise aus im „Gang nach dem Eisenhammer", im „Kampf mit dem Drachen" und im „Grafen von Habsburg".

In den Balladen zeigt sich Schiller auf der Höhe seiner Kunst. Wie ein herrliches, faltenreiches Gewand fließt hier die klassische Form um den ideellen Gehalt, doch so, daß dieser immer das Beherrschende bleibt. Die Sprache ist der vollkom-

mene Ausdruck des Gedankens und bezaubert durch ihren Reichtum und Wohllaut. Dazu kommt reiches dramatisches Leben, warme Empfindung, und trotz größter Fülle und Pracht durchsichtige Einfachheit. Kurz, hier ist alles reif, vollendet, klassisch.

So steht denn Schiller in seiner ideellen Kunstdichtung als ein großer, einheitlicher Charakter vor uns, getragen von hohen Ideen, die er zu bald mehr bald weniger kunstgerechter Darstellung bringt, wie sich das in den drei Gruppen seiner Kunstdichtung anschaulich zeigt. Der Mittelpunkt seiner Ideen ist die Idee der Schönheit, die, ein Ausfluß und Sinnbild der Wahrheit, den Menschen seiner erhabenen Bestimmung: der ideellen Freiheit und dem vollendeten Menschentum entgegenführen soll. Auf diesen praktischen Zweck zielt Schillers ganzes Dichten ab. Diese Absicht drückt seinen Schöpfungen den Stempel sittlicher Größe und geistigen Adels auf. Freilich konnte er sein Ziel nicht erreichen, weil es sich nur im vollen Christentum verwirklichen läßt. Ihm kam Schiller unbewußt so nahe, wie einst Parzifal der Gralsburg, aber es war ihm nicht vergönnt, die Stätte des Heiles zu betreten, wo die Rätsel des Lebens gelöst werden.

Ueber naive und sentimentale Dichtungsart*)

Es erscheint uns als eine der vornehmsten Aufgaben der Homer- u. Vergil-Lektüre, die Schüler an der Hand dieser erlesenen, ungleichen Künstler in das Wesen der naiven und sentimentalen Dichtung einzuführen; das liegt gewiß nicht vom Lehrstoffe ab, führt vielmehr ins Innerste der Natur der zwei epischen Gattungen sowie in die Wesensart ihrer künstlerischen Gestalter: und diese suchen wir ja in erster Linie zu erfassen. Dabei wird es sich besonders lohnen, darauf hinzuweisen, wie es gleichsam mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes dazu kam, daß der „sentimentale" Schiller ein Verehrer Vergils wurde, der sogar zwei Gesänge der Aeneis übersetzte, in der diesen Uebertragungen beigegebenen Vorrede eine Verherrlichung dieses römischen Dichters schrieb und ihn mit Eifer und Begeisterung gegen alle Verunglimpfung (A. Blumauer) in Schutz nahm, während der „naive" Goethe den Namen Vergils kaum nannte, wohl aber aus Homers Dichtungen übersetzte und durch ihn zu einer Nausikaa-Dichtung angeregt wurde, von der wir ein prachtvolles Bruchstück besitzen. Auch sein Epos „Hermann und Dorothea" wird in diesem Zusammenhang zu erwähnen sein. Aber, daß es gerade die Odyssee war, der Goethe mehrfache Anregungen dankte, ist ebensowenig ein Zufall. War er ja selbst ohne kriegerischen Sinn und sagte von sich: „Bei mir, der ich keine kriegerische Natur bin, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte". (Gespräche mit Eckermann II 451). Also mußte es in erster Linie der Dichter der Odyssee sein, der ihn innerlich mitreißen und fruchtbar inspirieren konnte. Wenn Schiller gerade das zweite Buch der Aeneis zur Uebersetzung wählte, so mag auch dies seine guten Gründe gehabt haben. Die Pracht der mit dramatischer Lebendigkeit entworfenen Kampfbilder mochte auf den Dichter der Kämpferfreude (man denke an Schillers Balladen und Romanzen, an seinen Tell, Wallenstein, an sein schwäbisches Blut, und vergleiche des Schwaben Uhland „Graf Richard Ohnefurcht", „Schwäbische Kunde") tiefgehende Wirkungen üben, das reiche Pathos und der sprachliche Schwung Vergils die gleichgestimmte Natur Schillers in ihren Bann ziehen; beide Dichter meiden als komplizierte Menschen einer vollreifen Zeit das naive Wort, das lediglich die Sache, den Gedanken, das Bild erfaßt und ihm klarsten Ausdruck zu geben strebt; in ihnen ist vielmehr Wortkultur, Sprachkunst in bedeutendem Maße wirksam. Und es mag einem gutgeleiteten Unterricht auch erlaubt sein, darauf hinzuweisen, daß Napoleons bekannter Ausspruch, vom Erhabenen zum Lächerlichen sei nur ein Schritt, an beiden sentimentalen Dichtern in eigenartiger Weise Beispiele seiner Bestätigung gefunden habe: Vergils Aeneis wurde — also nicht zufälligerweise — travestiert, Schillers pathetische Gedichte und besonders seine Balladen gehören zu den meisttravestierten deutschen Dichtungen. Der unmittelbar von der Natur angeregte Homer liebt den einfachen Ausdruck, das dem Naturleben abgelauschte Gleichnis und Bild; ebenso Goethe. Beide dürfen so einfach reden: denn sie sagen Letztes, Tiefstes. Anders Vergil, der sich selbst als ein Kind späterer Naturentwicklung kennzeichnet; er ist dort, wo er ganz er ist, von einer sehr zivilisierten Welt, von gereifterer Kunst, von Gelehrsamkeit und später Denkerweisheit inspiriert, und so liebt er eine kunstreiche, glanzvolle, getragene Ausdrucksweise; seine eigenen, nicht von Homer geliehenen Bilder und Gleichnisse setzen eine Vollreife der Menschheitsentwicklung voraus (vgl. Aeneis I 148 ff., 592 ff. u. s. f.): ebenso liebt der von der Geschichte und Philosophie kommende Schiller eine prachtreiche, künstlerisch gesteigerte, bisweilen konstruierte Sprache. Hier läßt sich Vergil durch Schiller, Schiller durch Vergil erläutern und tiefer verstehen. Ein kleines Beispiel für den

*) Textprobe aus Schuster, Altertum und deutsche Kultur (vgl. die Besprechung an erster Stelle der Bücherecke!). Die Fußnoten wurden mit einer Ausnahme unberücksichtigt gelassen.

sprachlichen Ausdruck: Goethe sagt z. B. „Ich ging im Walde für mich hin", Homer: ἦιε ; Schiller: „Und munter förderte er die Schritte"; Vergil: qua te ducit via, dirige gressum (Aen. I 401). Gewählte Schiller'sche Ausdrücke (z. B. „des Himmels Strahl" = Sonne u. a.) haben häufig ihre Gegenstücke bei Vergil. Es ist im Unterricht ein fruchtbarer Vorgang, die Schüler hier selber suchen und entdecken zu lassen; dem Lehrer bietet sich für das Sachliche in mehreren Abhandlungen **) geeigneter Stoff. Endlich liebt Vergil ebenso wie Schiller das Kunstmittel dramatischer Kontrastierung in hohem Grade. All diese Erscheinungen sind in ihrem letzten Grunde nur entwicklungsgeschichtlich voll zu erfassen.

**) Vgl. Braitmaier; im Württemberger Korrespondenzblatt 32 (1885), S. 455 ff; das. 33 (1886) S. 84 ff. u. a.

Die neue Literaturgeschichte unserer katholischen Mittelschulen

Grundriß der deutschen Literaturgeschichte für Mittelschulen, unter besonderer Berücksichtigung der Schweiz. Mit Zeittafel und Stammes- und Sprachenkarte. Verfaßt von P. Leutfried Signer O. M. Cap. und P. Balduin Würth O. M. Cap. Verlegt bei Eugen Haag in Luzern, 1926. — 211 Seiten. Preis Ganzleinen Fr. 5.—.

Das Buch stellt sich und dem Literatur-Unterricht folgende Aufgaben: Kenntnis der bedeutendsten literarhistorischen Tatsachen und ihrer Einordnung in Zeit und Raum; Einblick in die Kräfte, welche das Literaturleben bestimmen; eine gewisse Vollständigkeit des literarhistorischen Stoffes. Der Lehrer also, der grundsätzlich keine Literaturgeschichte treibt, nur lesen und „erleben" und genießen will, sich auf eine Blüte- oder Lieblingsperiode eingeschworen hat, der kommt hier nicht auf seine Rechnung. Hier handelt es sich nicht um Spielerei und Aesthetizismus, sondern um ernste Wissenschaft. — Als methodische Grundlinien ergeben sich etwa folgende: Aus jeder Kulturperiode werden Dichtungen und Dichtergestalten herausgehoben, in denen ein Lebenskreis zum typischen Ausdruck kommt. Der Unterricht geht von den Dichtungen aus; zunächst leitet der Grundriß den Schüler an, durch sorgfältige Analyse die Eigenart bedeutenderer Literaturwerke zu erfassen. Dann soll er die Eigenart des Dichters und seines Lebenskreises kennen lernen, um schließlich ein Bild von der Gesamtkultur seiner Zeit zu gewinnen. Der literarhistorische Stoff soll zweimal behandelt werden, auf einer untern und einer obern Stufe. Auf der Unterstufe kann bereits geboten werden, was mehr gedächtnismäßig aufgefaßt wird: Inhaltsangaben, Einzelzüge aus dem Leben des Dichters, gutgeprägte Worte von ihm oder über ihn. In der Oberstufe ergibt sich dann natürlicherweise eine Wiederholung, Erweiterung, Vertiefung und Vergleichung, eine Zusammenfassung der gewonnenen Einsichten zu übersichtlicher Gesamtschau. So bieten uns die Verfasser des Grundrisses eine prächtige Anleitung, den Schüler durch zielbewußtes Unterrichten allmählich in die gesamte deutsche Literatur einzuführen. Das lächerliche Minimum an Anforderungen, die das Eidgenössische Maturitätsreglement stellt, wird damit freilich überschritten. Das ist aber durchaus angemessen; denn es ist doch ein Widersinn, vom deutschsprachlichen Maturanden eine Uebersicht der französischen Literatur, nicht aber der muttersprachlichen, zu verlangen, wie es das Reglement tut.

Der Grundriß ist ein „schweres" Buch. Auch für den Lehrer! Schon deswegen, weil er neue Gedankengänge, neue Wertungen und Auffassungen vertritt. Nadlers Neuland eröffnet sich hier weiteren Kreisen, und Neuland zu begehen ist immer schwierig. Es wäre aber ein unverzeihlicher Leichtsinn, dieses unsern katholischen Studenten nicht zugänglich machen zu wollen. — Schwer ist der Grundriß auch deswegen, weil er im Schlagwortstil geschrieben ist. Eine gewaltige Fülle von Gedanken ist hier zusammengedrängt. Keine Zeile, die nicht etwas sagt! Es liegt uns hier nicht ein Lernbuch in gewöhnlichem Sinne vor; auswendig gelernt kann es zunächst gar nicht werden. Aber ein Buch, das zum Lesen und Ueberdenken der Dichtungen reizt und zwingt und für die Prüfungen eine willkommene Zusammenstellung bietet! Hoffentlich werden wir für die Knappheit des Grundrisses in Bälde durch den III. Band des Gadientschen Lesebuches entschädigt, welcher literarische Zeugnisse über die einzelnen Dichterpersönlichkeiten bieten will (Charakteristische Stellen aus Autobiographien, Briefen, Tagebüchern, Abhandlungen usw.). — Was die ruhige Lektüre noch unnötigerweise erschwert, sind die vielen Einteilungszeichen und Klammern. Diese sollten bei einer Neuauflage möglichst eingeschränkt werden, auch wenn die Seitenzahl dabei etwas wächst. — Es wäre nun aber jammerschade, wenn das Buch der angedeuteten Schwierigkeiten halber seinen Weg nicht machen dürfte. Seine Einführung sollte an unsern katholischen Gymnasien herzhaft gewagt werden. Reicher Gewinn lohnt gewiß die Mühe seines Studiums. Es ist berufen ,unsern Schulbetrieb zu heben und zu vertiefen und den da und dort gehörten Vorwurf zu besiegen, daß wir, was Deutsch-Unterricht betrifft, die mindesten seien unter den „Töchtern Sions".

Freiburg i. Ue. P. Berchtold Bischof, O. S. B.

Bücherecke

Dr. M. Schuster, Altertum und deutsche Kultur. Wien (Hölder-Pichler-Tempsky). 1926; 656 S. Preis 12.50 Reichsmark.

Der Verfasser behandelt in drei Abschnitten 1. Die Dichter des Altertums (S. 7—188); 2. Die Prosaiker des Altertums (S. 189—489); 3. Die bildende Kunst (und Musik) im Altertumsunterricht. Anhangsweise wird auf rund 100 Seiten eine Auslese aus Werken deutscher Dichter, Schriftsteller und Forscher geboten mit Urteilen, Uebersetzungsproben und Nachwirkungen zur griechischen und römischen Literatur. Ein ausführliches Namens- und Sachverzeichnis erleichtert die Benützung des vornehm und solid in Ganzleinen gebundenen Buches.

Der Zweck dieser Veröffentlichung ist nach den Worten der Einleitung: „Von den Schriftstellern des klassischen Altertums aus nach den verschiedensten Richtungen des deutschen und des europäischen Geisteslebens Verbindungsfäden zu ziehen und weitreichende, fruchtbare Gedankenzusammenhänge aufzuzeigen, die einer Vertiefung des Verständnisses von einst und jetzt und einer volleren Ausschöpfung des geistigen Gehaltes der Antike nützen könnten." Ueber die Berechtigung und Zeitgemäßheit solcher Bestrebungen ist kein Wort zu verlieren. Heute mehr denn je tut es not, die ewigjunge Lebenskraft und die Gegenwartsnähe des antiken Kulturgutes nachzuweisen. Schusters Buch wird dabei ein höchst anregender und im allgemeinen auch zuverlässiger Führer sein. Daß manches an der Behandlung noch ungleich und lückenhaft geblieben, darf bei dieser ersten Meisterung des gewaltigen Stoffes nicht wundern. Schlimmer ist, daß der Autor sich ganz dem Standpunkt der rationalistischen Entwicklungslehre verschrieben hat, was die Freude am Buch oft beeinträchtigt. Unter diesen Umständen muß es geradezu als ein Glück bezeichnet werden, daß die katholische Kirche und das christliche Altertum, die für den Zweck des Buches eine so glänzende Ausbeute geliefert hätten, fast nur gestreift worden sind. Uebrigens sei gerne zugegeben, daß Schuster diesen seinen weltanschaulichen Standpunkt nirgends aufdringlich oder gar gehässig betont.

Sehr zu begrüßen ist die beständige Fühlungnahme mit den praktischen Schulbedürfnissen, die sich äußert durch sachkundige Ausführungen über die Wahl der Schullektüre und durch erprobte methodische Winke. Die eigentliche Hauptstärke des Werkes dürften wohl die außerordentlich reichen Literaturangaben sein, die vor allem in den Fußnoten aufgespeichert liegen und in ihrer Zusammenfassung eine annähernd vollständige Bibliographie des behandelten Gegenstandes darstellen. Schade nur, daß der Verfasser sich nicht entschließen konnte, sein Namens- und Sachverzeichnis auch auf diese Anmerkungen auszudehnen und so dem Buch noch vermehrt den Charakter eines zuverlässigen Nachschlagewerkes zu geben. Das Werk darf im übrigen nicht nur dem Sprach- und Geschichtslehrer, sondern überhaupt jedem Freund des Altertums wie moderner deutscher Kultur warm empfohlen werden.

Dr. P. Otmar Scheiwiller, O. S. B., Annette von Droste-Hülshoff in der Schweiz. 272 S. 8°. Broschiert RM. 6.—, geb. RM. 7.—. Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G., Einsiedeln.

Unbestechliche Objektivität und feine psychologische Einführungsgabe reichen sich hier die Hand zu einem eigenartig fesselnden Querschnitt aus dem Leben von Deutschlands größter Dichterin. Was der gezeichneten Lebensperiode an vermehrter dramatischer Belebung abgeht, wird ersetzt durch den intimen Zauber, der gerade aus der liebevollen Beleuchtung des Unscheinbarsten und Verborgensten fließt. Dank dieser sorgfältigen Forscherarbeit wird mancher Zug in dem so interessanten Charakterbilde der Dichterin verschärft und vertieft und auf manches schwer verständliche Blatt ihrer Poesie willkommenes Licht geworfen. Gerne läßt man sich auch einführen in das rege künstlerische und wissenschaftliche Leben des Laßberg-Kreises und aufklären über die Eindrücke, die Annette vom Schweizer-Land und Schweizer-Volk empfangen, wie auch über die Anregungen, die ihr dichterisches Schaffen daraus gewonnen hat.

Das Buch wird seinen Platz in der wissenschaftlichen Forschung behaupten, eignet sich aber in seiner klaren, ansprechenden Form und dem schmucken äußern Gewande auch vorzüglich für den Gabentisch der gebildeten Frau. Möge der gelehrte Verfasser, den ein religionspsychologisches Interesse unter die Literarhistoriker geführt, uns noch recht manche derartige Ueberraschung bereiten!

Lux, Jos. Aug.: Ein Jahrtausend deutscher Romantik. Zur Revision der deutschen Literaturauffassung. Halbleinw. 8° (268 S.) Preis 14.— S., 9.— RM. Verlagsanstalt Tyrolia A.-G., Innsbruck-Wien-München.

Ein Buch, das im ruhig denkenden Leser gemischte Gefühle auslösen wird. Muß die Forderung nach gerechterer Würdigung des katholischen Geistesgutes und die entschiedene Ablehnung des unseligen Weimarer „Kanons" sympathisch berühren, so wirkt die leidenschaftliche Art des Vorgehens oft bemühend. Gewiß darf man deutlich und vernehmlich reden, will man altüberkommene Vorurteile und Schlagwörter übertönen; gewiß auch kann einem ehrlichen Patriotismus manches allzukühne Urteil zugute gehalten werden. Aber muß denn wirklich alles, was am bisherigen System gefehlt war, auf Rechnung von Tendenz und Intoleranz gesetzt werden? Und sind wir selber so ganz unschuldig daran, daß es so weit gekommen ist? Die Revisionsbedürftigkeit der deutschen Literaturauffassung ist auch im andern Lager längst zur Ueberzeugung geworden, vor allem seit Nadler in den Berliner Schematismus breite Breschen gelegt hat. Heute rufen nicht nur Andersgläubige, nein, selbst Ungläubige und Juden nach einer

Aufnung katholischer Geistesschätze, besonders der noch so wenig erschlossenen Barockkultur. An uns ist es, sie der Mit- und Nachwelt zu erschließen. Ob das aber auf dem von Lux gewiesenen Wege nachhaltig und überzeugend geschehen kann? Es ist zu bedauern, daß seine ganze Arbeit ausgesprochen feuilletonistischen Charakter trägt und sich souverän über jede Herbeischaffung von Belegen hinwegsetzt. So wird die bestehende Kluft nicht überbrückt, vielmehr der Eindruck des wissenschaftlichen Dilettantismus erweckt. Aus dem gleichen Grunde war es gefehlt, in den herrschenden Wirrwarr der Begriffe noch eine neue — übrigens nirgends klar umschriebene — Auffassung von Romantik zu tragen. Daß Verfasser alles, was sich in diesen eigenmächtig gezimmerten Rahmen von „Romantik" nicht fügte, übergangen oder leichterdings abgetan hat, ist nur die natürliche Folge seiner einseitigen Einstellung. Soviel zur allgemeinen Wertung des Buches; von vielen zu beanstandenden Einzelheiten zu reden, verbietet der Charakter dieser kurzen Besprechung.

Trotz der gemachten Aussetzungen möchten wir das Buch dem Literaturkundigen warm empfehlen. Es enthält eine lange Reihe wertvoller Anregungen; es wird zum erstenmal dem österreichischen Anteil am deutschen Literaturschaffen gerecht; es beleuchtet drastisch den unheilvollen Riß, den die Reformation in die deutsche Volksseele und ihre künstlerischen Ausstrahlungen getragen hat; es warnt nachdrücklich vor der zur Manie gewordenen Goethevergötterung — und es ist vor allem auf jeder Seite seinem Grundgedanken treu, daß wahre Kunst nicht gipfeln kann im „Triumph des Rein-Menschlichen" und in der Apotheose an die schöne Form, sondern durch die Verankerung in der christlichen Idee ihre höchste Verklärung und unaufhörliche Befruchtung findet. R. L.

Fittbogen, Dr. Gottfr., Die französischen Schulen im Saargebiet. (Rheinische Schicksalsfragen, Schrift 4.) Berlin, Hobbing 1925.

Das 122 Seiten starke Buch erschien in der von Prof. Dr. Rühlmann herausgegebenen Schriftenfolge „Rheinische Schicksalsfragen" in günstiger Berechnung auf die Jahrtausendfeier der Rheinlande 1925. Es will eine Mahnung an das unbesetzte Deutschland und das neutrale Ausland sein, am Elend der französischen Fremdherrschaft nicht achtlos vorüberzugehen. Und da Frankreich, ähnlich wie Italien im besetzten Südtirol, durch die Schule vor allem die Jugend zu gewinnen sucht, will die Schrift besonders dieses Problem möglichst allseitig beleuchten. Wir werden u. a. eingeführt in Organisation und Zweck der französischen Schulen im Saargebiet, Erteilung des Unterrichts nach einzelnen Fächern (Ueberwiegen des Französischen zum Schaden des Deutschen, Geschichte als „Verlegenheitsfach", nur eine Stunde und zwar engste Heimatgeschichte). Auch der Religionsunterricht wird besprochen und dabei konstatiert, daß in dem mehrheitlich katholischen Saarland die konfessionelle Schule der „neutralen" weichen mußte. Wenn sich auch der Verfasser im allgemeinen der Objektivität befleißt, so führt er doch gelegentlich das spitzzüngige Tendenzteufelchen in seinen Zeilen spazieren, meist jedoch im weniger auffälligen Gewand der Ironie. Das Buch macht den Eindruck sorgfältiger Gründlichkeit, ist anregend geschrieben und darf jedem empfohlen werden, der sich für die Saargegend und ihre wenig beneidenswerten Schulverhältnisse interessiert. Die angebahnte Verständigungspolitik zwischen Frankreich und Deutschland macht das Schriftchen nicht wertlos; sie gibt ihm eher den Charakter einer geschichtlichen Quelle. H.

Die menschliche Willensfreiheit in ihrem Verhältnis zu den Leidenschaften. Von Dr. P. Karl Schmid, O. S. B. Verlag der Stiftsschule Engelberg 1925, VII und 356 S.

Es gibt Bücher, die nicht auf eine Rezension warten können. Kaum auf den Markt geworfen, müssen sie besprochen werden, möglichst lobend, um Absatz zu finden. Es sind vielleicht bedeutungsvolle Erscheinungen, brennenden Fragen gewidmet. Aber sie sind sehr zeitlich bedingt. Sie werden entweder sofort, da man viel davon spricht, oder nicht mehr gelesen. Andere Werke bedürfen besinnlicher Lesung und Kritik. Ihr Wert steigt mit der Zeit, wenn die Wege zum Verständnis geebnet sind. Für sie ist es gut, wenn die Aufmerksamkeit eines ernst und tiefer denkenden Leserkreises nicht bloß bei ihrem Erscheinen, sondern auch nach Monaten wieder auf sie gelenkt wird.

Ein Buch letzterer Art dürfte die tiefgründige und in ihrer Art umfassende Arbeit des theologisch und philosophisch hervorragenden Rektors der Stiftsschule Engelberg sein. Auf die methodische Anordnung und Durchführung eines schwierigsten moral-pädagogischen Problems, der menschlichen Freiheit, ihrer Natur, Entwicklung und Erziehung, hoffen wir in vorliegender Zeitschrift noch zurückzukommen. Denn wir finden darin eine Wegleitung von allgemeinem und zugleich wertvollem Charakter für die Anhandnahme und Durchführung pädagogischer Studien im Rahmen positiver christlich-katholischer Erziehungskunde.

Daß das Gebotene in getreuer, textlich fortwährend trefflich belegter Nachfolge des Aquinaten, eine vielverheißende Neuerscheinung voll innerer Geschlossenheit und unter beständiger Fühlungnahme mit der Totalität christlicher Lebenserkenntnis darstelle, wurde von der Kritik bereits betont. Ich möchte hier bloß beifügen, daß mir die willkommene Gabe auf den Büchertisch des christlichen Erziehers, wie eine Scheidegabe des inzwischen nach Nymwegen berufenen Universitätsprofessors von Langen-Wendels erscheint. In Dr. P. Karl Schmid hat dieser überragende Gelehrte einen Geist gefunden, der unter Wahrung aller wünschbaren Selbständigkeit auf die hohen Gedankenflüge seines Lehrers mit bewundernswerter Feinfühligkeit und Selbstverständlichkeit einzutreten wußte. In seinem durchaus originellen Werke hat uns der Schüler — die Arbeit war als Dissertation gedacht — bekannt gemacht mit jahrelanger aristotelisch-thomistisch orient. Forscherarbeit ersten Ranges. Dr. P. C. B. L.